

Psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich + Herausgegeben von A. J. Storfer

Stefan Zweig:

Freud und die Situation der Jahrhundertwende

Sigm. Freud:

Das Fakultätsgutachten im Prozeß Halsmann

E. Hitschmann . . Eine unverstandene Frau

G. H. Graber . . Psychoanalyse des Fluchens

F. Schottlaender . Über Perspektive

I. Hermann Psychologie eines Gorillakindes

und andere Beiträge

Preis des Heftes Mark 2.-

„Psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Alle redaktionellen Sendungen

(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)

und alle geschäftlichen Sendungen

(Abonnements, Zahlungen usw.)

bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch
Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags“:

Leipzig 95.112	Wien 71.633	Prag 79.385
Zürich VIII, 11.479	Budapest 51.204	
Paris C 1100.95	Zagreb 40.900	
s'Gravenhage 142.248	Warszawa 191.256	
Stockholm 44.49	Riga 36.93	

Preis des Einzelheftes Mark 2.—

Abonnement 1931 (6 Hefte) Mark 10.—

Einbanddecken in Halbleder

zu den abgeschlossenen Jahrgängen (I. Jahrgang 1929 und II. Jahrgang 1930) können zum
Preise von je M. 3.20 bezogen werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

PSYCHOANALYTISCHE
BEWEGUNG

III

1931



INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY

DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

Psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von

A. J. Storfer

III. Jahrgang

1931

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien

Psychanalytische

Bewegung

von Sigmund Freud

herausgegeben von

Alfred Polak

in Zusammenarbeit mit

Paul Frenkel

herausgegeben von

Psychanalytische Bewegung

Wien

Psychoanalytische Bewegung

III. Jahrgang

Januar/Februar 1931

Heft 1

Sigmund Freud und die Situation der Jahrhundertwende¹

Von

Stefan Zweig

„Wie viel Wahrheit erträgt, wie viel Wahrheit wagt ein Geist? Das wurde für mich immer mehr der eigentliche Wertmesser. Irrtum (— der Glaube ans Ideal —) ist nicht Blindheit, Irrtum ist Feigheit . . . Jede Errungenschaft, jeder Schritt vorwärts in der Erkenntnis folgt aus dem Mut, aus der Härte gegen sich, aus der Sauberkeit gegen sich.“
Nietzsche.

Das sicherste Maß jeder Kraft ist der Widerstand, den sie überwindet. So wird die umstürzende und wiederaufbauende Tat Sigmund Freuds einzig erkenntlich in ihrer Gegenüberstellung zur seelischen Situation der Vorkriegswissenschaft, deren Anschauung — oder vielmehr Nichtanschauung — der menschlichen Triebwelt Freuds Tiefenpsychologie bis auf die Fundamente herab zertrümmert hat. Heute zirkulieren längst freudische Gedanken, — vor zwanzig Jahren noch Blasphem und Ketzerei, — völlig flüssig im Blut der Zeit und der Sprache; dermaßen selbstverständlich sind die von ihm geprägten Formeln ge-

¹⁾ Aus einer umfangreichen Studie über Sigmund Freud, die gleichzeitig mit einer über Mesmer und Mary Baker-Eddy unter dem Titel „Die Heilung durch den Geist“ im Inselverlag im Frühjahr erscheinen wird. — Ein anderes Bruchstück der Freud-Studie Stefan Zweigs gelangt gleichzeitig im „Almanach der Psychoanalyse 1931“ zum Vorabdruck (unter dem Titel: „Bildnis Sigmund Freuds“.)

worden, daß es eigentlich größerer Anstrengung bedarf, sie wieder wegzudenken als sie mitzudenken. Gerade also weil unser zwanzigstes Jahrhundert gar nicht mehr begreifen kann, was im neunzehnten so erbittert gegen die längst fällige Aufdeckung der seelischen Triebkräfte sich auflehnte, wird es unerläßlich, die Einstellung jener Generation in rebus psychologicis zurückzubelichten und die lächerliche Mumie der Vorkriegssittlichkeit noch einmal aus ihrem Sarge zu holen.

Mit der Verachtung jener Moral — unsere Jugend hat zu heftig an ihr gelitten, als daß wir sie nicht inbrünstig haßten! — sei an sich nichts gegen den Begriff der Moral und seine Notwendigkeit gesagt. Jede Menschengemeinschaft, ob religiös oder volkshaft verbunden, sieht sich um ihrer Selbstbehauptung willen gezwungen, die aggressiven, die sexuellen, die anarchischen Tendenzen des Einzelnen zurückzudrängen, sie abzustauen und überzuführen in jene Dämme, die man Sitte und Satzung nennt. Selbstverständlich auch, daß jede dieser Gruppen sich gemäß ihrer besonderen Artung und Kulturbedingtheit besondere Normen und Formen der Sitte schafft: von der Urhorde bis zum elektrischen Jahrhundert hat jede Gemeinschaft sich um die Rückdrängung der Urinstinkte mit jeweils andersartigen Methoden gemüht. Harte Zivilisationen übten harte Gewalt: die lakedämonische, die urjüdische, die kalvinistische, die puritanische Epoche suchen den panischen Lustwillen der Menschheit mit dem roten Eisen auszubrennen. Aber grausam in ihren Geboten und Verboten, entäußern solche drakonische Epochen immerhin noch die Logik einer Idee. Und jede Idee, jeder Glaube heiligt bis zu einem gewissen Grade die für ihn eingesetzte Gewalt. Wenn das Spartanertum Zucht bis zur Unmenschlichkeit fordert, geschieht es im Sinne der Züchtung der Rasse, eines männlichen kriegstüchtigen Geschlechts. Seinem Ideal, der Polis, der Gemeinschaft mußte freischweifende Sinnlichkeit als Kraftdiebstahl am Staate gelten, Eigenwille als Minderung des Volkseinheitswillens. Und wenn das Christentum die fleischliche Natur des Menschen bekämpft, so geschieht dies gleicherweise in einem erhobenen Sinne: um der Vergeistigung willen, um der Seelenrettung der allzeit irrenden Natur. Gerade weil die Kirche, weiseste Psychologin, die Blutleidenschaft des ewig adamitischen Menschen und ihre Stärke kennt, setzt sie ihr die Geistleidenschaft zur Selbstpreisgabe als Ideal gewalttätig und sogar grausam entgegen; in

Scheiterhaufen und Kerkern zerstört sie den Hochmut des Eigenwillens, um der Seele in ihre höhere Heimat zurückzuhelfen — harte Logik dies, aber Logik immerhin. Hier und überall entwächst Handhabung des moralischen Gesetzes noch dem Stamm einer gefestigten Weltanschauung. Sittlichkeit erscheint als sinnliche Form einer übersinnlichen Idee.

In wessen Namen aber, im Dienste welcher Idee fordert das längst nur mehr scheinfromme neunzehnte Jahrhundert überhaupt noch eine kodifizierte Sittlichkeit? Selber genießerisch, grob materiell und geldverdienerisch, ohne einen Schatten der großen geschlossenen Gläubigkeit früherer frommer Jahrhunderte, Anwalt der Demokratie und der Menschenrechte, kann es seinen Bürgern das Recht auf freien Genuß gar nicht mehr ernsthaft verbieten wollen. Wer einmal Toleranz als Flagge auf den First der Kultur gehißt, besitzt kein Herrenrecht mehr, sich in die Moralauffassung des Individuums einzumengen. In der Tat bemüht sich auch der neuzeitliche Staat bei seinen Untertanen keineswegs mehr um eine ehrliche innerliche Versittlichung wie einstens die Kirche; einzig seine Gesellschaft verlangt die Aufrechterhaltung einer äußern Konvention. Nicht ein wirklicher Moralismus also wird gefordert, ein Sittlichsein, sondern bloß ein moralisches Sichverhalten, ein Tun aller vor allen „als ob“. Inwieweit der Einzelne dann wirklich sittlich handelt, bleibt seine Privatangelegenheit: er darf sich nur nicht bei einem Verstoß gegen die Vorschriften ertappen lassen. Es darf allerhand, sogar sehr viel geschehen, aber es darf nicht davon gesprochen werden. Der Hauptakzent liegt auf der kategorischen Forderung nach Diskretion, auf Einhaltung des Schweigepaktes über das Vorhandensein sexueller Angelegenheiten. Im strengen Sinn kann man also sagen: die Sittlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts geht das eigentliche Problem gar nicht an; sie weicht ihm aus und beschränkt ihren ganzen Kraftaufwand auf die Heuchelei, überall so zu tun, als wäre es damit erledigt. Und einzig mit diesem törichten Unvernunftsschluß, wenn man etwas verdecke, so sei es nicht mehr vorhanden, mit dieser heuchlerischen Altjungferntechnik des Wegschauens, Fächervorhaltens und Durch-die-finger-sehen hat sich die Zivilisationsmoral durch drei oder vier Generationen allen Sitten- und Sexualproblemen gegenübergestellt oder vielmehr entzogen. Und das grimmige Scherzwort erhellt am

sinnlichsten die tatsächliche Situation: nicht Kant habe sittlich das neunzehnte Jahrhundert beherrscht, sondern der „cant“.

Wie aber konnte ein so hellsehendes, vernünftiges Zeitalter sich in eine derart unwahrhafte und unhaltbare Haltung verirren? Wie ein Jahrhundert der großen Entdeckungen, der technischen Vollendungen seine Moral zu einem dermaßen durchsichtigen Taschenspielertrick herabwürdigen? Die Antwort ist einfach: eben aus diesem Stolz auf seine Vernunft. Eben aus dem Hochmut seiner Kultur, eben aus jenem überspannten Zivilisationsoptimismus. Durch die ungeahnten Fortschritte seiner Wissenschaft und die Begeisterung für das Tempo dieses Fortschreitens war das neunzehnte Jahrhundert in eine Art Vernunftfrausch geraten. Alles schien ja dem Imperium des Intellekts sich sklavisch zu unterwerfen. Jeder Tag, jede Weltstunde meldete neue Siege der Wissenschaften; immer neue widerspenstige Elemente des irdischen Raums und der Zeit wurden gebändigt, Höhen und Tiefen öffneten ihr Geheimnis der planhaften Neugier des bewaffneten Menschenblicks. Überall wich die Anarchie der Organisation, das Chaos dem Willen rechnerischen Geistes und diesen Triumph über die sinnliche Welt meinte das Jahrhundert voreilig auf die seelische übertragen zu können. Sollte die irdische Vernunft, sollte diese neue Allmacht wirklich nicht imstande sein, der anarchischen Instinkte im eigenen Blut Herr zu werden, das zuchtlose Gesindel der Triebe leichtthin zu Paaren zu treiben? Die Hauptarbeit der Zivilisation der Seele sei ja längst geleistet, so beruhigt sich ihr schlechtes Gewissen, und was noch ab und zu dem modernen, dem „gebildeten“ Menschen im Blute flamme, nichts als letzte kraftlose Blitze eines abziehenden Gewitters, verendende Zuckungen der alten und schon im Absterben befindlichen Tierbestialität. Aber nur paar Jahre noch, paar Jahrzehnte und eine Menschheit, die vom Kannibalismus bis zur Humanität und zum sozialen Gefühl sich so herrlich emporerzogen, werde auch noch diese trüben Schlacken in ihren ethischen Feuern aufzehren. Während also die katholische Weltanschauung (ganz im Sinne Freuds) das Primat des Intellekts über die Triebe leugnet und die Kraft des Fleischlichen als eine dem Menschen zwangsmäßig eingeborene Gefahr, als sehr respektablen Gegner anerkennt, der in jedem Einzelnen immer wieder neu besiegt werden muß, betrachtet der Zivilisationsoptimismus, unsäglich flacher und leicht-

fertiger, die selbstwilligen anarchischen Mächte der Triebwelt im wesentlichen schon als chloroformiert und abgetan. Denn, so mahlt ununterbrochen die tibetanische Gebetsmühle des Fortschrittsoptimismus — die Menschheit wird ohnehin ethischer, humaner und sozialer von Tag zu Tag. Wozu derart barbarische Rudimente überhaupt als ernsthafte Probleme ins Blickfeld fassen? Besser also, über diese kleinliche und peinliche Angelegenheit ganz zu schweigen. Nur nicht die Menschen auf das Geschlechtliche aufmerksam machen und sie werden daran vergessen. Nur die uralte, hinter den Eisenstäben der Sitte eingekerkerte Bestie nicht mit Reden reizen, nicht mit Fragen füttern und sie wird schon zahm werden. Nur rasch, mit abgewendetem Blick überall an allem Peinlichen vorübergehen, immer so tun, als ob nichts vorhanden wäre: das ist die offizielle Sittlichkeitsparole des 19. Jahrhunderts.

Für diesen konzentrischen Feldzug gegen die Aufrichtigkeit rüstet der Staat alle von ihm abhängigen Mächte einheitlich aus. Alle, Kunst und Wissenschaft, Sitte, Familie, Kirche, Schule und Hochschule empfangen die gleiche Kriegsinstruktion: jeder Auseinandersetzung ausweichen, den Gegner nicht angehen, sondern in weitem Bogen umgehen, niemals sich in wirkliche Diskussion einlassen. Niemals mit Argumenten kämpfen, nur mit Schweigen, immer nur boykottieren und ignorieren. Und wunderbar folgsam dieser Taktik, haben sämtliche geistigen Mächte und Knechte der Kultur sich wacker an dem Problem vorbeigeheuchelt. Ein Jahrhundert lang wird innerhalb Europas die sexuelle Frage unter Quarantäne gesetzt. Sie wird weder verneint noch bejaht, weder versucht noch gelöst, sondern hinter eine spanische Wand gestellt. Ein Jahrhundert lang jede Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit und Unbefangenheit im natürlichen Leben des Menschen vergewaltigt, und dies in einem Grade, der einer Nachkriegsgeneration barbarisch erscheinen muß. Aber ein Blick zur Probe in eine illustrierte Zeitung von 1890 und jeder von heute kann sich selbst überzeugen, mit welcher schiefgedrehter Prüderie die Mode damals den Körper der Frau verheuchelt, um die schamempfindliche Gesellschaft das Schreckliche vergessen zu lassen, daß der Mensch eigentlich nackt in seinen Kleidern steckt. Da alle Naturalia als Turpia gelten, müssen alle ehrlichen Linien möglichst dem Blicke entzogen werden: und wo in der Mode, in der Kunst sinnlicher Reiz nicht völlig weggeschafft werden kann, wird er

vom Natürlichen wegverschoben — Symbol dies für die ganze see-lische Taktik, die überall freie Lust ins Lüsterne, Moral ins Mucke-rische treibt.

Eine ungeheure Armee von Wächtern, uniformiert als Lehrer, Erzieher, Pastoren, Zensoren und Gouvernanten wird aufgestellt, um eine Jugend von ihrer Unbefangenheit und Körperfreude abzuzäunen. Kein freier Luftzug darf ihre Leiber, keine offene Rede und Aufklärung ihre Seelen berühren. Und während vordem und überall bei jedem gesunden Volk, in jeder normalen Epoche, der mannbar gewordene Knabe in die Erwachsenenheit eintritt wie in ein Fest, während in der griechischen, der römischen, der jüdischen Kultur und sogar jeder Unkultur der Dreizehnjährige, der Vierzehnjährige redlich aufgenommen wird in die Gemeinschaft der Wissenden, Mann unter Männern, Krieger unter Kriegern, sperrt ihn hier eine gottgeschlagene Pädagogie künstlich und widernatürlich von allen Offenheiten aus. Niemand spricht vor ihm frei und spricht ihn frei damit. Was er weiß, kann er nur in Hurengassen oder durch unter der Hand gedruckte obszöne Bücher oder im Flüsterton von älteren Kameraden erfahren. Und da er diese Wissenschaft der natürlichsten Natürlichkeiten wieder nur flüsternd weiterzugeben vermag, so dient unbewußt jeder neu Heranwachsende als neuer Helfer jener Geheimorganisation der Kulturheuchelei.

Konsequenz dieses hundert Jahre beharrlich fortgesetzten Sich-Verbergens und Sich-Nichtaussprechens aller gegen alle: ein beispielloser Tiefstand der Psychologie inmitten einer geistig überragenden Kultur. Denn wie könnte sich gründliche Seeleneinsicht entwickeln ohne Offenheit und Ehrlichkeit, wie Klarheit sich verbreiten, wenn gerade diejenigen, die berufen wären, Wissen weiterzugeben, wenn die Lehrer, die Pastoren, die Künstler, die Gelehrten selber Kulturheuchler und Unbelehrte sind. Unwissenheit aber erzeugt immer Härte. So wird ein mitleidsloses, weil ahnungsloses Pädagogengeschlecht gegen die Jugend entsandt, das in den Kinderseelen durch die plumpe Forderung, moralisch zu sein und „sich zu beherrschen“ unheilbaren Schaden anrichtet. Halbwüchsige Jungen, die unter dem Druck der Pubertät, ohne Kenntnis der Frau, die dem Knabenkörper einzig mögliche Entlastung suchen, werden von diesen „aufgeklärten“ Mentoren seelen-

gefährlich mit der weisen Warnung verwundet, daß sie ein fürchterliches, gesundheitszerstörendes „Laster“ üben und so gewaltsam in ein Minderwertigkeitsgefühl, ein mystisches Schuldbewußtsein gedrängt. Studenten auf der Universität (ich habe es selbst noch erlebt) bekommen von jener Art Professoren, die man damals mit dem blümeranten Wort „gewiegte Pädagogen“ zu bezeichnen beliebte, Merkblätter zuteilt, auf denen sie erfahren, daß jede sexuelle Erkrankung ausnahmslos „unheilbar“ sei. Mit solchen Kanonen feuert der Moralkoller von damals rücksichtslos gegen die Nerven, mit solchen eisenbeschlagenen Bauernstiefeln trampelt die pädagogische Ethik in der Welt der Halbwüchsigen herum. Kein Wunder, daß dank dieser planhaften Aufzucht von Angst in noch unsicheren Seelen jeden Augenblick ein Revolver kracht, kein Wunder, daß durch diese gewalttätigen Zurückdrängungen das innere Gleichgewicht Unzähliger erschüttert und serienweise jener Typus Neurastheniker erschaffen wird, die ihre Knabenängste als rückgestaute Hemmungen ein Leben lang mit sich herumtragen. Unberaten irren Tausende solcher von der Verheuchlungsmoral Verstümmelte von Arzt zu Arzt. Aber da damals auch die Mediziner nicht wissen und noch weniger wagen, diese Krankheiten an der Wurzel aufzugraben, bei der Verstörung des Trieblebens, da die Seelenkunde der vorfreudischen Epoche sich aus ethischer Wohlerzogenheit nie in diese verschwiegenen, weil verschwiegenbleibensollenden Reviere wagt, stehen auch die Neurologen völlig ratlos vor solchen Grenzfällen. Aus Verlegenheit schicken sie alle Seelenverstörten, als noch nicht reif für Klinik oder Narrenhaus, in Wasserheilanstalten, man füttert sie mit Brom und kämmt ihnen die Haut mit elektrischen Vibrationen; aber niemand wagt sich an die wirklichen Ursächlichkeiten heran. Noch ärger hetzt der Unverstand hinter den abnorm Veranlagten her. Von der Wissenschaft als ethisch minderwertig, als erblich belastet gebrandmarkt, vom Staatsgesetz als Verbrecher, schleppen sie, hinter sich die Erpresser, vor sich das Gefängnis, ihr mörderisches Geheimnis ein Leben lang als unsichtbares Joch mit sich herum. Bei niemandem können sie Rat, bei niemandem Hilfe finden, denn würde sich in der vorfreudischen Zeit ein homosexuell Veranlagter an den Arzt wenden, so würde der Herr Medizinalrat entrüstet die Stirn runzeln, daß der Patient wage, ihn mit solchen „Schweinereien“ zu

belästigen. Derlei Privatissima gehörten nicht ins Ordinationszimmer. Aber wohin gehören sie? Wohin gehört der in seinem Gefühlsleben verstörte oder abwegige Mensch, welche Tür öffnet sich diesen Millionen zur Beratung, zur Befreiung? Die Universitäten weichen aus, die Richter klammern sich an die Paragraphen, die Philosophen (mit Ausnahme des einen tapfern Schopenhauer) ziehen vor, diese allen frühern Kulturwelten durchaus selbstverständlichen Abweichungsformen des Eros in ihrem Kosmos überhaupt nicht zu bemerken, die Öffentlichkeit drückt die Augen krampfhaft zu und erklärt alles Peinliche als indiskutabel. Nur kein Wort in die Zeitung, in die Literatur, nur keine Diskussion innerhalb der Wissenschaft: die Polizei ist informiert, das genügt. Daß dann in der raffinierten Gummizelle dieser Geheimtueri hunderttausend Verkerkerte toben, ist dem hochmoralischen und toleranten Jahrhundert ebenso bekannt als gleichgültig, — wichtig nur, daß kein Schrei nach Außen dringt, daß jener selbstfabrizierte Heiligschein der Kultur der sittlichsten aller Welten vor der Welt gewahrt bleibe. Denn der moralische Schein ist jener Zeit wichtiger als das menschliche Sein.

Ein ganzes, ein entsetzlich langes Jahrhundert beherrscht diese feige Verschwörung des Schweigens in Europa. Dann plötzlich durchbricht sie eine einzelne Stimme. Ohne jede umstürzlerische Absicht erhebt sich eines Tages ein junger Arzt im Kreise seiner Kollegen und spricht, ausgehend von seinen Untersuchungen über das Wesen der Hysterie, von den Störungen und Stauungen der Triebwelt und ihrer möglichen Freilegung. Er schwingt keine großen pathetischen Gesten, er verkündet nicht aufgeregt, es sei Zeit, die Moralanschauung auf eine neue Grundlage zu stellen, die Geschlechtsfrage frei zu erörtern, — nein, dieser junge, strengsachliche Arzt mimt keineswegs den Kulturprediger im akademischen Kreise, er hält ausschließlich einen diagnostischen Vortrag über Neurosen und ihre Ursächlichkeiten. Aber gerade die unbefangene Selbstverständlichkeit, mit der er feststellt, daß viele, ja sogar eigentlich alle Neurosen von Unterdrückungen sexuellen Begehrens ihren Ausgang nehmen, erregt heftigstes Entsetzen im Kreise der Kollegen. Nicht daß sie etwa diese Ätiologie für falsch erklärten — im Gegenteil, die meisten von ihnen haben derlei oft schon geahnt oder erfahren, ihnen ist allen privatim die Wichtigkeit des Sexus für die Ge-

samtkonstitution wohl bewußt. Aber doch, als Gefühlsangehörige ihrer Zeit, als Hörige der Zivilisationsmoral, fühlen sie sich sofort von diesem offenen Fingerzeig auf eine wasserhelle Tatsache dermaßen verletzt, als wäre dieser diagnostische Fingerzeig selbst schon eine unanständige Geste. Verlegen blicken sie einander an — weiß denn dieser junge Dozent nicht um die ungeschriebene Vereinbarung, daß man über derlei heikle Dinge nicht spricht, am wenigsten in einer öffentlichen Sitzung der hochansehnlichen „Gesellschaft der Ärzte“? Über das Kapitel der Sexualia — diese Konvention sollte der Neuling doch kennen und achten — verständigt man sich unter Kollegen mit Augenzwinkern, man spaßt darüber am Tarocktisch, aber man bringt solche Thesen im neunzehnten Jahrhundert, in einem so kultivierten Jahrhundert doch nicht vor ein akademisches Forum. Schon das erste öffentliche Auftreten Sigmund Freuds — die Szene hat sich tatsächlich ereignet — wirkt im Kreise seiner Fakultätskameraden wie ein Pistolenschuß in der Kirche. Und die Wohlmeinenden unter den Kollegen lassen ihn sofort merken, er täte schon um seiner akademischen Karriere willen gut, von diesen peinlichen und unreinlichen Untersuchungen in Hinkunft lieber abzulassen. Das führe zu nichts, oder wenigstens zu nichts, was zur öffentlichen Erörterung taue.

Aber Freud ist es nicht um Anstand zu tun, sondern um Aufrichtigkeit. Er hat eine Spur gefunden und geht ihr nach. Und gerade das Aufzucken belehrt ihn, daß er unbewußt eine kranke Stelle gepackt, daß er gleich mit dem ersten Griff ganz nah heran an den Nerv des Problems gekommen ist. Er hält fest. Er läßt sich nicht abschrecken weder von den gutgemeinten Warnungen der ältern und brav wohlwollenden Kameraden, noch von Wehklagen einer beleidigten Moral, die nicht gewohnt ist, so brüsk in puncto puncti angefaßt zu werden. Mit jener hartnäckigen Unerschrockenheit, mit jenem menschlichen Mut und jener intuitiven Kraft, die zusammen sein Genie bilden, läßt er nicht ab, gerade an jener empfindlichsten Stelle fester und fester zuzudrücken, bis endlich das Geschwür dieses Schweigens platzt, bis die Wunde freigelegt ist und man die Heilung beginnen kann. Noch ahnt bei seinem ersten Vorstoß ins Unbekannte dieser einsame Arzt nicht, wieviel er in diesem Dunkel finden wird. Er spürt nur Tiefe und immer zieht die Tiefe magnetisch den schöpferischen Geist an sich.

Daß gleich diese erste Begegnung Freuds mit seiner Generation trotz der scheinbaren Geringfügigkeit des Anlasses zum Zusammenstoß wird, ist Symbol und keine Zufälligkeit. Denn nicht bloß eine beleidigte Prüderie, eine angewöhnte Moralitätswürde nimmt hier Ärgernis an einer einzelnen Theorie: nein, hier spürt sofort mit der nervösen Hell-sichtigkeit des Bedrohten die abgelebte und geheim ihrer Unwahrhaftigkeit bewußte Verschweigemethode einen wirklichen Widerpart. Nicht wie Freud an diese Sphäre, sondern daß er überhaupt an sie rührt und zu rühren wagt, bedeutet schon Kampfansage zu einer Entscheidungsschlacht. Denn hier geht es vom ersten Augenblick an nicht um Verbesserungen, sondern um völlige Umstellung, nicht um Lehrsätze, sondern um Grundsätze, nicht um Einzelheiten, sondern um das Ganze. Stirn an Stirn stehen sich zwei Denkformen, zwei Methoden gegenüber von so senkrechter Verschiedenheit, daß es zwischen ihnen keine Verständigung weder gibt noch jemals geben kann. Die alte, die vorfreudische Psychologie, eingebettet in die Ideologie von der Übermacht des Gehirns über das Blut, fordert vom Einzelnen, vom gebildeten zivilisierten Menschen, er solle seine Triebe durch die Vernunft unterdrücken. Freud antwortet grob und klar: Triebe lassen sich überhaupt nicht unterdrücken. Man könne Triebe bestenfalls zurückdrücken aus dem Bewußten ins Unbewußte, aber dann stauen sie sich, gefährlich verkrümmt, in diesem Seelenraum und erzeugen durch ihre ständige Gärung nervöse Unruhe, Verstörung und Krankheit. Völlig illusionslos, fortschrittsungläubig, rücksichtslos und radikal, stellt Freud fest, daß die von der Moral geächteten elementaren Triebkräfte der Libido einen unzerstörbaren und durch keine Zivilisation zu vernichtenden Teil des Menschen bilden, der mit jedem Embryo neu im Menschen geboren werde, ein Kraftelement, das man niemals beseitigen könne, niemals abtöten, sondern bestenfalls durch Überführung ins Bewußtsein zu ungefährlicher Tätigkeit umschalten. Gerade das also, was die alte Psychologie für die Erzgefahr erklärte, die Bewußtmachung, betrachtet Freud als heilsam, gerade was jene als heilsam empfand, die Unterdrückung, beweist er als gefährlich. Wo die alte Methode Zudecken übte, fordert er Aufdecken. Statt des Ignorieren ein Identifizieren. Statt des Ausdemwegegehens das Eingehen. Statt des Vorbeisehens ein Tiefhineinsehen. Statt der Vermäntelung die Entblößung.

Triebe kann nur zügeln, wer sie erkennt, die Dämonen nur derjenige bändigen, der sie aus ihrer Tiefe holt und frei ihnen ins Auge blickt. Medizin hat mit Moral und Scham so wenig zu tun, als mit Ästhetik oder Philologie, ihre wichtigste Aufgabe ist nicht, das Geheimste des Menschen zum Schweigen, sondern umgekehrt: um seiner völligen Aufdeckung willen zum Sprechen zu bringen. Gleichgültig also gegen den Vermäntelungswillen des Jahrhunderts, wirft Freud diese Probleme des Selbsterkennens und Selbstbekenkens des Verdrängten und Unbewußten in die Mitte der Zeit. Und damit beginnt nicht nur die Kur an zahllosen Einzelnen, sondern die Psychoanalyse der ganzen moral-kranken Epoche durch Überführung ihres eigentlichen Konfliktes aus der Verheuchelung in die Wissenschaft.

Diese neugeforderte Methode Freuds nach einem völlig erbarmungslosen Sichhinabbeugen in die eigene Tiefe, dieser Wille zur Entlarvung aller Wunschformen und Illusionen zu Gunsten einer wahrhaften Selbstkonfrontierung, sie ist heute längst keine bloße medizinische mehr, sondern eine universale Geisteswissenschaft. Sie hat nicht nur die Anschauung unserer Individualseele umgeschaffen, sondern die ganzen Grundfragen unserer Kultur und ihre Genealogie auf neue Grundlagen gestellt. Jeder, der durchaus die geistige und aufrüttelnde Leistung Freuds noch immer bloß von 1890 her und als bloß medizinische, bloß psychotherapeutische Angelegenheit bewerten will, begeht darum grobe Herabsetzung und flachgeistigen Irrtum, denn er verwechselt — bewußt oder unbewußt — den Ausgangspunkt mit dem Ziel. Daß Freud die chinesische Mauer der alten Seelenkunde zufällig von der ärztlichen Seite her durchstieß, ist historisch zwar richtig, aber nicht wichtig für seine Leistung. Denn nie entscheidet bei einem schöpferischen Menschen, von wo er ausgegangen, sondern einzig, wohin und wie weit er gelangt ist. Freud kam von der Medizin nicht anders wie Pascal von der Mathematik und Nietzsche von der Altphilologie: dieser Ursprung gibt seinem Werk eine gewisse Farbe, aber nicht seine Form und nicht seine Größe. Denn es wäre nachgerade heute im fünfundsiebzigsten Jahre seines Lebens Zeit zu bemerken, daß Freuds Werk und Wert längst nicht mehr auf der beinahe nebensächlich gewordenen Frage beruht, ob alljährlich durch die Psychoanalyse ein Schock Neurotiker mehr oder weniger geheilt werden, längst auch

nicht mehr auf einzelnen seiner theoretischen Glaubensartikel und Hypothesen. Ob die Libido sexuell „besetzt“ ist oder nicht, ob der Kastrationskomplex und die narzißtische Einstellung, und ich weiß nicht welche kodifizierten Glaubensartikel für die Ewigkeit kanonisiert werden sollen oder nicht, das ist alles längst Theologengezänk von Privatdozenten geworden und völlig belanglos für jene überdauernde geisteshistorische Entscheidung, die Freud mit seiner Entdeckung der seelischen Dynamik und seiner neuen Fragetechnik für unsere Welt erzwungen hat. Hier hat ein Mann mit seinem urtümlichen Blick das Bild des Alls geändert und daß es da tatsächlich um ein Umstürzen ging, daß sein „Wahrheitssadismus“ eine Weltanschauungsrevolution aller seelischen Fragen hervorgerufen hat — dieses Gefährliche seiner Lehre (nämlich ihnen gefährliche), haben als Erste nicht einmal seine Schüler, sondern mit der typischen Scharfsinnigkeit des Gegners die Vertreter der absterbenden Generation erkannt; sofort merkten sie alle mit Schrecken, die Illusionisten, die Optimisten, die Idealisten, die Anwälte der Scham und der guten alten Moral, hier tritt ein Mann ans Werk, der an allen Warnungstafeln vorübergeht, den kein Tabu schreckt und kein Widerspruch verschüchtert, ein Mann, dem tatsächlich nichts „heilig“ ist, sondern dessen Wahrheitswille sich am liebsten darin entläßt, das Gefährlichste, das Allerheiligste, das für unantastbar Erklärte anzutasten. Instinktiv haben sie gefühlt, daß knapp nach Nietzsche, dem Antichrist, mit Freud ein zweiter, großer Zerstörer der alten Tafeln gekommen ist, der Antiillusionist, der alle dekorativen Vordergründe mit seinem unbarmherzigen Röntgenblick durchleuchtet, der hinter der Libido den Sexus, hinter dem unschuldigen Kinde den Urmenschen, im trauten Beisammensein der Familie uralte gefährliche Spannungen zwischen Vater und Sohn und in den arglosesten Träumen die heißen Wallungen des Blutes entdeckt. Instinktiv ist er ihnen unheimlich von Anfang an, dieser Mann mit seiner nervenlosen Sachlichkeit, der, gleichgültig gegen das Bibelwort, nicht nur die Scham des Vaters (der ihm vorausgegangenen geistigen Generation) aufdeckt, sondern die eines jeden und seine eigene. Ein solcher Mensch, der in ihren höchsten Heiligtümern, Kultur, Zivilisation, Humanität, Moral und Fortschritt nichts anderes sieht als Wunschträume, wird er nicht — so quält sie ein unbequemes Ahnen schon

vom ersten Augenblick an — mit seiner grausamen Sondierung am Ende noch weiter gehen? Wird dieser Bilderstürmer seine schamlose analytische Technik von der Einzelseele nicht schließlich noch auf die Massenseele übertragen? Am Ende gar die ganzen Fundamente der Staatsmoral und die so mühsam zusammengeleiteten Komplexe der Familie mit seinem Hammer beklopfen und das Vaterlandsgefühl und sogar das religiöse mit seinen furchtbar fressenden Säuren zersetzen? Tatsächlich, der Instinkt der absterbenden Vorkriegswelt hat richtig gesehen: der unbedingte Mut, die geistige Unerschrockenheit Freuds hat nirgendwo und nirgends Halt gemacht. Gleichgültig gegen Einspruch und Eifersucht, gegen Lärm und Stille, hat er mit der planenden, unerschütterlichen Geduld eines Handwerkers seinen archimedischen Hebel weiter und weiter vervollkommenet, bis er ihn schließlich gegen das Weltall ansetzen konnte. Im siebzigsten Jahre seines Lebens hat Freud schließlich noch jenes Letzte unternommen, seine Methode vom Menschen an der ganzen Menschheit und sogar an Gott zu erproben. Er hat den Mut gehabt, weiter und weiter zu gehen, bis ins letzte Nihil und Nichts jenseits der Illusionen, in jenes großartig Grenzlose, wo es keinen Glauben mehr gibt, keine Hoffnungen und Träume, nicht einmal jene vom Himmel oder einem Sinn und einer Aufgabe der Menschheit; und sein Wille zur Verwahrheitlichung hat erst dort inne gehalten, wo die Wahrheit keinen Weg mehr findet: vor dem Geheimnis des Weltsinns.

Sigmund Freud hat die Menschheit — herrliche Tat eines einzelnen Menschen — klarer über sich selbst gemacht: ich sage klarer, nicht glücklicher. Er hat einer ganzen Generation das Weltbild vertieft: ich sage vertieft, und nicht verschönert. Denn das Radikale beglückt niemals, es bringt nur Entscheidungen. Aber es gehört nicht zur Aufgabe der Wissenschaft, das ewige Kinderherz der Menschheit in immer neue beschwichtigende Träumereien einzuwiegen, ihre Sendung ist, den Menschen zu lehren, gerade und gerecht auf unserer harten Erde zu gehen. An dieser unerläßlichen Arbeit hat Sigmund Freud sein vorbildliches Teil getan, seine menschliche Härte ist im Werk zu Standbild und Dauer, seine Strenge zu geistigem Gesetz geworden. Niemals hat Freud um der Tröstung willen dem Menschen einen Ausweg ins Behagliche gezeigt, eine Flucht in irdische oder himmlische Himmelreiche, immer

nur den Weg in sich hinein, den gefährlichen Weg in die eigene Tiefe. Seine Einsicht ist ohne Nachsicht gewesen, sein Schauen ohne Scham und Scheu. Wie ein Nordwind scharf und schneidend, hat sein Einbruch in eine dumpfe Atmosphäre viel goldene Nebel und rosige Wolken des Gefühls zerblasen und verscheucht, aber von den vertieften Horizonten liegt nun neuer Ausblick ins Geistige klar. Mit andern Augen, freier, wissender und ehrlicher sieht dank seiner eine neue Generation das Leben. Denn daß die gefährliche Psychose der Verheuchelung, die ein Jahrhundert lang die europäische Sitte verschüchtert hat, endgültig gewichen ist, daß wir gelernt haben, ohne falsche Scham in unser Leben hineinzuschauen, daß uns Worte wie „Laster“ und „Schuld“ ein Grauen erwecken, daß die Richter, über die Triebübermächtigkeit der menschlichen Natur belehrt, manchmal mit Schuldspürchen zögern, daß die Lehrer heute Natürliches schon mit Natürlichkeit nehmen und die Familie Offenes mit Offenheit, daß in die Sittlichkeitsauffassung mehr Aufrichtigkeit gekommen ist und mehr Kameradschaft in die Jugend, daß sich die Frauen freier zu ihrem Willen und ihrem Geschlecht bekennen, daß wir die Einmaligkeit jedes Einzelwesens zu respektieren gelernt haben und das Geheimnis in unserem eigenen geistigen Wesen schöpferisch zu begreifen — all diese Elemente besseren und sittlicheren Geradegewachenseins danken wir und unsere neue Welt in erster Linie diesem einen Manne, der den Mut hatte zu wissen, was er wußte und den dreifachen Mut, dies sein Wissen einer unwilligen und feige sich wehrenden Zeitmoral aufzuzwingen. Manche Einzelheiten seiner Leistung mögen bestreitbar sein, aber was zählt das Einzelne angesichts einer geistigen Gestaltung, die längst alle Formen unseres Weltanschauens lebendig durchfließt! Gedanken leben ebenso von der Bestätigung wie vom Widerspruch, ein Werk nicht minder von der Liebe wie vom Haß, den es erregt. Ins Lebendige überzugehen bedeutet allein den entscheidenden Sieg einer Idee, den einzigen Sieg, den wir bereit sind, heute noch zu ehren. Denn nichts erhebt in unserer Zeit schwankender Gerechtigkeit so sehr den Glauben an die Übermacht des Geistigen als das atmend erlebte Beispiel, daß es immer wieder genügt, daß ein einziger Mensch den Mut zur Wahrheit hat, um die Wahrhaftigkeit in der Welt zu vermehren.

Goethe und Freud¹

Von

Alexandre Hérenger

Aber das eigentliche Studium
der Menschheit ist der Mensch.

Goethe

Obwohl der Goethepreis nicht etwa ein Buch über Goethe auszeichnen will, noch ein Werk, das durch das seinige angeregt wurde, noch irgendein bestimmtes literarisches Werk, so regt doch seine Zuteilung dazu an, die Beziehungen des Preisträgers zu dem großen Mann zu betrachten, den sie mit ihm zusammenbringt. Sie verlockt umsomehr dazu, da der Brauch — vielleicht das Statut — es fordert, daß der Ausgezeichnete diese Beziehungen in einer feierlichen Sitzung, in der er sein Diplom bekommt, selbst klar lege; und es ist für den Kritiker die Versuchung groß, es besser zu machen als er. Und außerdem verleitet gerade die Satzung zu solchen Betrachtungen. Sie sagt: „Der Preis soll einer bekannten Persönlichkeit verliehen werden, deren schöpferische Tätigkeit einer dem Andenken Goethes geweihten Ehrung würdig ist.“ Beachten wir dabei, daß nicht von einem Werk, wohl aber von einer Tätigkeit, einem Einfluß, einem Wirken die Rede ist. Man sieht übrigens, wie sehr ein so weitläufiges und auch ungenau begrenztes Thema den leuchtendsten und phantasievollsten Wandlungen zugänglich ist. Stefan George, ein Dichter, — Albert Schweitzer, Exegete, Biograph, Arzt, Kolonisator, — Leopold Ziegler, politischer Essayist — haben vor Freud, dem Arzt und Psychologen, nacheinander den Scharfsinn jener herausgefordert, die Parallelen aufzeigen wollten, an die sie ohne dieses zufällige Zusammentreffen niemals gedacht hätten.

Ein unnützes Spiel! Es gibt keinen großen Menschen, der nicht

1) „Die psychoanalytische Bewegung“ hat die Zuerkennung des Goethepreises an Sigmund Freud in den Mittelpunkt eines besonderen Heftes gestellt. Man vgl. das Heft 5 des vorigen Jahrgangs (Sept.-Okt.-Heft 1930) und darin die Aufsätze von Paquet, Wittels, Muschg, Reik, auch die im Frankfurter Goethehaus verlesene Ansprache Freuds. Im darauffolgenden Heft (Nov.-Dez.-Heft 1930, S. 590 ff.) haben wir eine Übersicht über die Äußerungen in deutschen Zeitungen und Zeitschriften über die Zuerkennung des Goethepreises an Sigmund Freud gegeben. Jetzt können wir auch die Originalarbeit eines Franzosen hier veröffentlichen. Sie ist aus dem Manuskript von Dr. Fritz Lehner (Wien) übersetzt worden. (Anmerkung des Herausgebers.)

durch irgendeinen Zug an Goethe erinnern würde, oder der sich nicht mehr oder minder mit ihm beschäftigt hätte. Und wenn man uns zeigt, daß Freud die Metaphysik verachtet,¹ oder daß auch er von Mephistophelischem nicht frei ist, daß ihn der „Faust“ entzückt und daß er ihn mit bemerkenswerter Sicherheit zitiert; wenn man in der Psychoanalyse die bewundernswerte Einfachheit der Prinzipien rühmt und die unendliche Vielfalt dessen, was sich aus ihnen entwickelt, eine Tatsache, die Goethe entzückt hätte; wenn man schließlich mit prächtigem Schwung die einmalige Gestalt des einen dem unberechenbaren Einfluß des andern gegenüberstellt, — hat man damit etwas aufgezeigt, was ausschließlich Freud zukommt? Und haben wir dadurch sein Werk oder das Goethes leichter erfaßt?

Darum glauben wir, da man dem Gebieterischen dieser Gegenüberstellung nicht entgehen kann, es sei wertvoller, an diesem Werk unabhängig vom Schöpfer (da ja jede Wissenschaft, die dieses Namens würdig ist, auch durch sich selbst bestehen muß, und die Psychoanalyse ist eine Wissenschaft) die Verwandtschaft und Kongruenz aufzuzeigen, welche sie mit dem Werk Goethes hat oder vielmehr mit den Intuitionen, die hier aufklingen. Aber so richtig auch in der Augen Freuds und seiner Schüler die blitzartigen psychoanalytischen Einsichten der Dichter sind, die sie berechtigterweise über die professionellen Psychologen stellen und mit welcher Freude auch immer sie ihre Entdeckungen mit solchen Einsichten schmücken mögen — manchmal nennen sie sogar jene nach diesen —, so verdanken sie ihnen wie gleich betont werden soll, nicht mehr als ein Plus an Glanz: weil die Entdeckungen den Beweis in sich tragen, den alle dichterischen Eingebungen miteinander so wenig begründen könnten, wie ihr Fehlen ihn nicht schwächen würde.

*

Schon lange haben Geister, die mit beiden Welten vertraut sind, bei Goethe auf jene Züge hingewiesen, in denen sie die Grundlinie der Psychoanalyse zu erkennen glauben. Da gibt es besonders zwei leicht zugängliche Beispiele, von denen ich aber meine, daß sie di

1) Läßt er sich ja ironisch über die Philosophen aus, „die eingestandenermaßen d Lebensweise ohne einen solchen Baedeker, der über alles Auskunft gibt, nicht ausführen finden“ (Hemmung, Symptom und Angst, Ges. Schriften, Bd. XI, S. 33).

Versprechungen nicht erfüllen, die man ihnen zuschreibt: die Geschichte mit Plessing und die der Caroline Herder. Sehen wir uns diese beiden näher an.

Am 29. November 1777¹ verließ Goethe heimlich Weimar, bei dunklem Wetter, aber „mit reiner Ruhe im Herzen“, um im Harz, in Wernigerode, einen gewissen Friedrich Plessing aufzusuchen, der ein bäuerlicher und wilder Werther war und von dem er leidenschaftliche Briefe erhalten hatte, die ihn, wie man sagt, anzogen und zugleich abstießen. Nach langem Zögern packte ihn schließlich die Neugier, zu sehen, „welcher Körper sich einen so seltsamen Geist gebildet hatte“ und er faßte den Entschluß, ihm zu helfen. Ihn hält nichts zurück, nicht Sturm, Schnee, zugefrorener Teich, Wüste, auch nicht der Mißerfolg früherer Versuche. Die Zahl jener Menschen, denen er hatte helfen wollen, war sehr groß. Ach! Sie liebten ihre Not und Goethe gesteht, daß sie ihm ein Hindernis waren, ohne daß er es vermocht hätte, sie zu sich emporzuziehen. Wird er diesmal mehr Glück haben als sonst? Er kommt in Wernigerode an und richtet es so ein, daß er Plessing incognito begegnet. Der war ein junger, höflicher, schwermütiger Mann von 28 Jahren — so alt wie er. Goethe erkennt bald seine Krankheit: Egoismus, Bildung durch Bücher, vereinsamt, exzessives Innenleben, das sich in keinem Talent ausleben kann; er entdeckt auch jene Flucht vor der Realität und die entfesselte Phantasie, welche die Introvertierten kennzeichnet. Heilmittel: Betrachtung der Natur und herzliches Mitfühlen mit der Welt. Dann verließ er den Jüngling, den er anscheinend ein wenig beruhigt hatte.

Goethe schrieb ihm noch mehrere Male. Er ermutigt ihn beispielsweise am 26. Juli 1782, indem er auf sein eigenes Leben hinweist, das auf Verzicht aufgebaut ist. Er sieht ihn im folgenden Jahr in Weimar wieder, 1792, rückgekehrt von der Campagne in Frankreich, in Duisburg. Plessing unterrichtet dort Philosophie. Er beschäftigte sich damals (wie Goethe am 10. Dezember an Jacobi schreibt) hauptsächlich mit antediluvianischen Forschungen, mit mystischen Träumereien, wie Neurotiker sie lieben und die wenig dazu geeignet waren, ihn in seiner

1) Ich benütze für diesen Bericht das Tagebuch Goethes, seine Briefe an Frau von Stein und die zwei Erzählungen, die er über sein Abenteuer in „Kunst und Altertum“ (1821) und in der „Campagne in Frankreich“ (1822) veröffentlicht hat.

Not zu heilen. Er machte jedoch aus ihnen einige sehr geschätzte Bücher. Er starb 1806.

Das Seltsamste an dieser Angelegenheit besteht darin, daß Goethe, um seinen Besuch zu rechtfertigen, in beiden Berichten sich auf die Gelegenheit einer Jagd beruft, welche seine Weimarer Freunde veranstaltet hatten. Aber dieser Zusammenhang wird durch sein Tagebuch widerlegt. Es scheint demnach, daß ein ihm gefälliges Gedächtnis einen Schritt hat entschuldigen wollen, bei dem er stärker engagiert war, als er hat glauben wollen. Die Dichtung, die diesem Schritt folgt („Harzreise im Winter“), beweist übrigens, wie sehr er sich mit seinem Kranken identifiziert. Berichtet er aus dem gleichen Grund in der „Campagne in Frankreich“ nur von einer einzigen Unterredung, während das Tagebuch von mehreren weiß? Und verjüngt er sich auch aus gleichem Grund um ein Jahr, indem er die Geschichte ins Jahr 1776 verlegt? Man glaubt, von einem andern zu berichten und beschuldigt nur sich selbst . . .

Die Geschichte von der Caroline Herder ist weniger romantisch. „Gestern abend“, schreibt Goethe an Frau von Stein, am 5. September 1785, „habe ich ein recht psychologisches Kunststück gemacht. Die Herder war noch immer auf das Hypochondrische gespannt über alles, was ihr in Karlsbad Unangenehmes begegnet war. Besonders von ihrer Hausgenossin. Ich ließ mir alles erzählen und beichten, fremde Unarten und eigene Fehler, mit den kleinsten Umständen und Folgen und zuletzt absolvierte ich sie und machte ihr scherzhaft unter dieser Formel begreiflich, daß diese Dinge nun abgetan und in die Tiefe des Meeres geworfen seien. Sie ward selbst lustig drüber und ist wirklich kuriert.“

Sie war derart geheilt, daß er drei Jahre später an Herder schreiben konnte: „Deine Frau sehe ich von Zeit zu Zeit und öfter, wenn der geistliche Arzt nötig sein will. Ich habe manche Dose moralischen cremor tartari gebraucht, um die Schwingungen ihrer elektrischen Anfälle zu bändigen.“⁴ (Ein schöner Name für einen Komplex!) Und damit schließt diese Geschichte.

4) 27. Dezember 1788. Herder war damals in Rom. Man zitiert diesen Brief nicht; er ist aber doch sehr lehrreich.

Ich gestehe, daß ich nicht begreifen kann, wie man in der einen oder in der anderen Intervention einen auch noch so vagen Versuch einer Psychoanalyse sehen kann. Sie enthalten nichts, was über eine moralvolle Zusprache, wie der Doktor Dubois und alle Psychiater der alten Zeit sie liebten (und die von den Analytikern zurückgewiesen wird) hinausgeht, oder über eine gewöhnliche Beichte. Das Beste, was man von solcher Therapeutik sagen kann, wäre etwa, daß sie von einem klugen Herzen ausgeht, und (in den gutmütigen Fällen) von einer richtigen Einsicht in die Dinge. Für ein kleines Übel eine kleine Arznei. Die kurze Erschütterung, die sie in dem Kranken hervorrufen wird — und die allein ein wenig an den Dynamismus der Psychoanalyse erinnern macht — kann den leisen Konflikt, an dem er leidet, beschwichtigen, vielleicht sogar beseitigen, und unter Umständen sogar dauernd. In den schweren Fällen bleibt diese Methode so unwirksam wie die Duschen, welche von den Kaltwasserverkäufern angeordnet werden: sie dringen nicht durch die Haut. Sie wendet sich auch nur an das Bewußte des Patienten, der dann das sagt, was er weiß. Sie hilft ihm nicht, sein Unbewußtes freizulegen, das Verdrängte, den dunklen Konflikt zu klären, der die eigentliche Ursache seiner Krankheit ist. Ihre Symptome stellen Zeichen dar, die eine solche Therapie nicht zu entziffern vermag, oder die ein Trugbild sind, das sie für die Wirklichkeit nimmt. Sie gerät dadurch selbst mitten in die Komödie hinein, die der Kranke sich vormacht und von der er, allerdings unbewußt, weniger genarrt wird als sie. Es kann demnach weder von Widerstand die Rede sein, noch von Übertragung und dadurch von Analyse; es kann sich auch nicht darum handeln, eine neue Einstellung des Ich dem Unbewußten gegenüber herzustellen oder die instinktiven Reaktionen dem Unbewußten oder der Welt gegenüber auf welche Art immer zu ändern.

Das beweist übrigens die Erfahrung. Von diesen beiden Neurotikern (ich maße mir nicht an, ihren Fällen analytisch näherzutreten) war der eine, Plessing, offenkundig an Ängsten erkrankt, vom Schatten des Ödipus verfolgt, ein angenagter Narzißt, der von krankhaftem literarischem Ehrgeiz verzehrt wird (eine Spezies, welche die Vorzimmer der Verleger füllt), die andere, Caroline Herder, eine Zwangsneurotikerin, natürlich eifersüchtig und böseartig, voll von hochmoralischen For-

derungen an die Umwelt; beide nur leicht erkrankt, da sie ja recht und schlecht ihre Verpflichtungen im Leben erfüllten: Plessing hat promoviert, Caroline war das Glück des Generalintendanten der Kirche in Weimar. Sie blieben auch später, was sie vorher waren: die Herder beklagte sich auch weiterhin über die Leute, die sich über sie zu beklagen hatten und litt an den Stacheln, mit denen sie andere verletzen wollte; und Plessing jammerte über die Unzulänglichkeit einer Welt, der er nicht entsprach; und da er in ihr kein Geld hatte (Goethe hat ihm noch 1803 eine Summe geliehen) zog er es vor, in ein goldenes Zeitalter zu entfliehen.

*

Es mag paradox klingen: Goethe war umso weniger imstande, das Unbewußte — das eigentliche Objekt der Psychoanalyse — zu durchforschen, je mehr er ihm an Wert zumaß. Schon 1782 schrieb er an Lavater: „Das was der Mensch an sich bemerkt und fühlt, scheint mir der geringste Teil seines Daseins.“ Aber zu gleicher Zeit bemerkte er: „... es fällt ihm mehr auf, was ihm fehlt, als das was er besitzt, er bemerkt mehr was ihn ängstigt als das was ihn ergötzt und seine Seele erweitert.“ Er kommt noch öfters auf die Gefahren zu sprechen, die er in der Introspektion entdeckt, — zweifellos, um sich besser gegen das Heranrücken des Unbewußten zu verteidigen. „Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralische nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank.“⁵ — „Dem ist es schlecht in seiner Haut, der in seinen eigenen Busen schaut.“⁶ Die Analyse deckt nicht nur die wahren und eingebildeten Leiden auf, sie selbst ist für ihn eine Quelle der Gewissensqualen, Ungewißheit, Zweifel.

„So wunderbar ist dies Geschlecht gebildet,
So vielfach ist's verschlungen und verknüpft,
Daß Keiner in sich selbst, noch mit den Andern
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch sind wir nicht bestellt, uns selbst zu richten;
Zu wandeln und auf seinen Weg zu sehen
Ist eines Menschen erste, nächste Pflicht:

5) Aphorismen. Jubiläumsausgabe, Bd. IV, S. 202. (Nach dieser Ausgabe auch die weiteren Zitate.)

6) Zahme Xenien. (IV. S. 69.)

Denn selten schätzt er recht, was er getan,
Und was er tut, weiß er fast nie zu schätzen.“⁷

Oder: „... ein zu zartes Gewissen, welches das moralische Selbst so hoch schätzt, daß es ihm nichts verzeihen will, macht hypochondrische Menschen, wenn es nicht durch eine große Tätigkeit balanciert wird.“⁸

Er hält die Introspektion nicht nur für gefährlich, sondern auch für zwecklos. Immer wieder spricht er es aus: „Erkenne Dich! Was hab' ich da für Lohn? Erkenn' ich mich, so muß ich gleich davon.“⁹ „Man hat zu allen Zeiten gesagt und wiederholt, man solle trachten, sich selber zu kennen. Dies ist eine seltsame Forderung, der bis jetzt niemand genüget hat und der eigentlich auch niemand genügen soll. Der Mensch ist mit allem seinen Sinnen und Trachten aufs Äußerste angewiesen, auf die Welt um ihn her und er hat zu tun, diese insoweit zu kennen und sich insoweit dienstbar zu machen, als er es zu seinen Zwecken bedarf. Von sich selber weiß er bloß, wenn er genießt oder leidet, und so wird er auch bloß durch Leiden und Freuden über sich belehrt, was er zu suchen und was er zu meiden hat. Übrigens aber ist der Mensch ein dunkles Wesen, er weiß nicht, woher er kommt, noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht, und Gott soll mich auch davor behüten.“¹⁰ „Ich behaupte, der Mensch kann sich nie selbst kennen lernen, sich nie rein als Objekt betrachten. Andere kennen mich besser als ich mich selbst. (Schöne Überschrift für eine Psychoanalyse Goethes.) Nur meine Bezüge zur Außenwelt kann ich kennen und richtig würdigen lernen, darauf soll man sich beschränken. Mit allem Streben nach Selbsterkenntnis, das die Priester, das die Moral uns predigen, kommen wir nicht weiter im Leben, gelangen weder zu Resultaten noch zu wahrer innerer Besserung.“¹¹ — „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuch deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist.“¹²

7) Iphigenie (XII, 68.)

8) Gespräche mit Eckermann, 6. Juni 1831.

9) Aphorismen (IV, 29). 10) Zahme Xenien (IV, 64).

11) Zu F. v. Müller (Biedermann, Goethes Gespräche, Ges. Ausg., Leipzig, 1909, Nr. 2235).

12) Aphorismen (IV, 224).

Kann man energischer die Introspektion verdammen, diesen furchtbaren, trügerischen und sozusagen frevelhaften Einbruch ins Unbewußte? Kein Zweifel:

„All unser redliches Bemüh'n
Glückt nur im unbewußten Momente.
Wie möchte denn die Rose blühen,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkannte?“¹³

„Der Mensch kann nicht lange im bewußten Zustande oder im Bewußtsein verharren; er muß sich wieder ins Unbewußtsein flüchten, denn darin lebt seine Wurzel.“¹⁴

Allerdings schreibt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“: „Wie spät lernen wir einsehen, daß wir, indem wir unsere Tugenden ausbilden, unsere Fehler zugleich mit anbauen. Jene ruhen auf diesen wie auf ihrer Wurzel, und diese verzweigen sich insgeheim ebenso stark und so mannigfaltig als jene im offenbaren Licht. Weil wir nun unsere Tugenden meist mit Willen und Bewußtsein ausüben, von unseren Fehlern aber unbewußt überrascht werden, so machen uns jene selten einige Freude, diese hingegen beständig Not und Qual. Hier liegt der schwerste Punkt der Selbsterkenntnis, der sie beinahe unmöglich macht.“¹⁵ Dieser Text, der so eindeutig der vorletzten Maxime widerspricht und den Theorien über die Allmacht des Dämons, wie sie Goethe geläufig sind, scheint mir nur durch den Einfluß Kants erklärbar. Er wird von einem gleichen Gedankengang gelenkt wie der Satz in dem Brief an Knebel (am 8. April 1812): „Wir handeln eigentlich nur gut, insofern wir mit uns selbst bekannt sind“, nachdem es kein wahres Gutes gibt als jenes, das durch Überlegung und Gewissen gewonnen wird. Muß man hinzufügen, daß nichts Goethe ferner ist als eine solche Erkenntnis? Er hielt natürlich die Moral für eine an den Instinkt gebundene Eigenschaft des Menschen, die sich so wie das Schöne „aus dem ganzen Komplex der gesunden menschlichen Natur“¹⁶ entwickelt. (Man entdeckt nicht ohne Staunen, daß Goethe in dem oben zitierten Absatz aus „Dichtung und Wahrheit“ dem Bösen einen dunklen und ununterscheidbaren Ursprung zuschreibt, der sehr gut den oft bössartigen

13) Zahme Xenien (IV, 59).

14) Zu Riemei (Biedermann, Nr. 137).

15) Jub.-Ausg. XXIV, 159.

16) Zu Carlyle, 14. März 1828.

Impulsen des Es entspricht — dem instinktbegebtsten und ursprünglichsten Teil des Unbewußten.)

Man darf aber daraus nicht schließen, daß Goethe dem Bewußtsein nicht seinen Anteil lasse. Er ist zu vernünftig, um dessen Rolle in der Führung eines Lebens zu übersehen. Er grenzt jedoch seine Macht ein: es hat unsere Handlungen zu bewerten und unsere Beziehungen zu der äußeren Welt zu überwachen. Darum lobt er eine tägliche Übersicht des Geleisteten und Erlebten im Tagebuch, denn „sie führt zur Gewissenhaftigkeit . . . Fehler und Irrtümer treten bei solcher täglicher Buchführung von selbst hervor, die Beleuchtung der Vergangenheit wuchert für die Zukunft.“¹⁷ Und in solchem Sinn gibt er auch die einzige für ihn gültige Erklärung des berühmten „Erkenne Dich selbst!“: „Es ist keineswegs die Heautognosie unserer modernen Hypochondristen, Humoristen und Heautontimorarumenen gemeint; sondern es heißt ganz einfach: Gib einigermaßen acht auf dich selbst, nimm Notiz von dir selbst, damit du gewahr werdest, wie du zu deinesgleichen und der Welt zu stehen kommst.“¹⁸

Es ist hier nicht der Ort, an dem untersucht werden soll, was ein solches Bemühen, das Unbewußte zu verteidigen, an Besorgnis verrät, und welche Gründe Goethe gehabt haben mag, sich nicht kennen zu wollen. Es genüge der Hinweis, daß diese Äußerungen eine für ein so hellichtiges Genie eigenartige Haltung aufzeigen, eigenartig für einen Geist, der sein ganzes Leben hindurch jene Dämone bekämpfte, die er so eifersüchtig beschirmt. Kann sich aber auch die Psychoanalyse nicht auf Goethes Haltung berufen: es wäre vergebliche Mühe, diese Haltung gegen sie auszunützen. Beleidigen wir Goethe nicht durch die Meinung, er hätte die Analyse verkannt, würde er heute leben! Weil sie zu seiner Zeit noch nicht existierte, und weil durch das Fehlen einer „korrekten“ Methode alle Wege zur Introspektion versperrt waren, spricht er der Innenschau jeden Wert ab. Mit gutem Recht. Damals bestand eben alle Weisheit darin, sich seiner Krankheit anzupassen und zu verzichten. (Sollte die Resignation, die bei Goethe eine so überragende Rolle spielte, nicht hier ihre Wurzeln haben?)

17) Zu F. v. Müller (Biedermann, Nr. 2520).

18) Aphorismen (IV, 236).

So schrieb er an Frau von Stein (am 4. Dezember 1777), während jener Harzreise: „Die Götter allein wissen, was sie wollen und was sie von uns wollen: ihr Wille geschehe!“ Und in dem nach seiner Reise benannten Gedicht (Jub.-Ausg. II, 48), durch das der tragische Schatten Plessings huscht:

„Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziel rennt:
Wem aber Unglück

Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittere Schere
Nur einmal löst.“

Bezweifeln wir nicht, daß er die genialen Entdeckungen Freuds wie eine Befreiung begrüßt hätte, und daß sie auf das Leidenschaftlichste seine Neugier erregt haben würden. Denn auch er erkannte jene unentdeckte Welt, ihre dunkle Macht, ihre Ungeheuer; und was niemand in seinem Werk bemerkt zu haben scheint, er beschreibt sogar auf das Packendste einige ihrer Züge.

*

Ich will mich dabei nicht auf die „zwei Seelen in meiner Brust“ berufen oder auf das bekannte „Dichtung ist Befreiung“; auch nicht auf das Geständnis Goethes, daß sein Werk nichts anderes als eine lange Beichte sei: denn er verstand dieses Wort gewiß in einem andern Sinn als die Psychoanalyse und wäre zweifellos überrascht, wenn man ihm zeigen wollte, daß in diesem Bekennen mehr enthalten sei, als er hat hineinlegen wollen. Er wäre überrascht, aber nicht böse: er würde die Aufdeckung seiner Komplexe mit der gleichen Freundlichkeit empfangen haben, wie er jene Exegese aufgenommen hat, die der Doktor Kannegießer, Rektor des Gymnasiums zu Prenzlau, an seiner rätselhaften „Harzreise im Winter“ versuchte, oder vor ihm Philipp Moritz und Ferdinand Delbrück. Er lobt an ihren Arbeiten, daß sie so ins Feinste hinein alles erfaßt hatten, was bei ihm nur Anspielung, Schweigen, Geheimnis gewesen, und er wollte selbst einen Kommentar anschließen, der das Muster einer Analyse ist. Freud, Hitschmann, Reik, Neufeld, Rank, Baudouin, Jones, Laforgue, alle Psychoanalytiker, die

das Geheimnis des Kunstwerks aufklären wollen, haben das Recht, ihn als Schutzherrn anzusprechen.

Ich will auch nicht auf die Hellsichtigkeit besonders hinweisen, mit der er das Band erkannt hat, das die Liebe an die Verwandtschaftsaffekte fesselt, und das in der „Iphigenie“, in diesem Gedicht oder jenem Brief an die Frau von Stein sichtbar wird¹⁹: weil auch andere Schriftsteller dazu Beispiele liefern. Wir können über solche Begegnungen hinwegsehen... Aber weiß der große Freud, daß seine grundlegende Konzeption vom Traum — diese „via regia“ der Psychoanalyse — welche behauptet, daß der Traum nur der Ausdruck eines Wunsches ist, wortwörtlich in „Nausikaa“ vorformuliert ist? (Wer hätte sie auch dort gesucht?)

... denn mich hat ein Traum,
Ein Traum verführt, der einem Wunsche gleicht.

Zufall? Hören wir weiter. Eurymedusa antwortet der Nausikaa, die wegen ihrer Leichtgläubigkeit errötet — oder wegen ihrer Kühnheit:

Erzähle mir; denn alle sind nicht leer
Und ohne Sinn, die flüchtigen Gefährten
Der Nacht. Bedeutend fand ich stets
Die sanften Träume, die der Morgen uns
Ums Haupt bewegt.

Man sieht zwar, daß Eurymedusa nicht so weit geht wie Freud... sie sagt aber das Wesentliche. Freud hat recht: die Dichter sind große Propheten und erstaunliche Psychologen.

Hier noch ein Beispiel, diesmal in Prosa, und so deutlich formuliert, als hätte Freud selbst es geprägt. Man findet es im Tagebuch Ottiliens²⁰ (Frauen haben wirklich tiefe Einsichten!): „Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.“

Diese beiden Zeilen enthalten nicht weniger als die fruchtbare Theorie Freuds von der Kunst und von der Natur des Künstlers. Lesen wir bei ihm nach: „Es gibt nämlich einen Rückweg von der Phantasie zur Realität, und das ist — die Kunst. Der Künstler ist im Ansatz auch ein Introvertierter, der es nicht weit zur Neurose hat. Er wird von überstarken Triebbedürfnissen gedrängt, möchte Ehre, Macht, Reichtum,

19) So auch den Brief an Lavater, 20. Sept. 1780.

20) Wahlverwandtschaften (XXI, 191.)

Ruhm und die Liebe der Frauen erwerben; es fehlen ihm aber die Mittel, um diese Befriedigungen zu erreichen. Darum wendet er sich wie ein anderer Unbefriedigter von der Wirklichkeit ab und überträgt all sein Interesse, auch seine Libido, auf die Wunschbildungen seines Phantasielebens . . .“²¹ „Seine Schöpfungen, die Kunstwerke, waren Phantasiebefriedigungen unbewußter Wünsche, ganz wie die Träume . . . Aber zum Unterschied von den asozialen, narzißtischen Traumproduktionen waren sie auf die Anteilnahme anderer Menschen berechnet, konnten bei diesen die nämlichen unbewußten Wunschregungen beleben und befriedigen . . .“²² „Kann er das alles leisten, so ermöglicht er es den Anderen, aus den eigenen unzugänglich gewordenen Lustquellen ihres Unbewußten wiederum Trost und Linderung zu schöpfen, gewinnt ihre Dankbarkeit und Bewunderung und hat nun durch seine Phantasie erreicht, was er vorerst nur in seiner Phantasie erreicht hatte: Ehre, Macht und Liebe der Frauen.“²³ „ . . . Anders als der Neurotiker verstand er den Rückweg aus ihr [aus der Phantasiewelt] zu finden und in der Wirklichkeit wieder festen Fuß zu fassen.“²⁴

Hier möge Freud mir hinzuzufügen gestatten, daß er sie auch unabhängig vom Erfolg — den er nicht immer erreicht — darin wiederfindet, daß er sie wieder weckt, ja wieder schafft und manchmal realer als die Natur selbst ist. Er kommt mit ihr überdies durch die Tatsache zusammen — und bricht dadurch mit dem Traum und der Neurose — daß das Erschaffen eines Gedichts, eines Dramas Handlungen sind, die Entschluß fordern, die Fähigkeit, auswählen zu können, Willen, Herrschaft, Tugenden, welche dem gemein sind, der das Wirkliche versucht und das Leben zu beherrschen vorgibt. Und es wird ihm umso glücklicher gelingen, da ja das Kunstwerk selbst der Wirklichkeit entspringt und fast immer nur die Reaktion auf ein Ereignis ist, das mit Hilfe der Komplexe des Dichters seine Träume weckt, seine Wünsche, Sehnsucht und schließlich seine Dämonen, die ungeduldig abwarten, ob er sie betrügt oder befriedigt.

* * *

21) Freud, Vorlesungen, Ges. Schr. VII, 390.

22) Freud, Selbstdarstellung, Ges. Schr. XI, 176.

23) Vorlesungen, Ges. Schr. VII, 391.

24) Selbstdarstellung. Ges. Schr. XI, 176.

Von der Höhe jenes schönen Planeten aus, den Goethe in seinem unbesiegbaren Glauben an die Unsterblichkeit zu lenken hoffte und den er vielleicht lenkt, hat seine große Seele sich darüber freuen müssen, den Namen, den er auf Erden trug, mit dem des genialen Psychologen verbunden zu sehen, dessen Kommen sie vorausgefühlt hatte. Wer weiß — er glaubte an den Einfluß der Planeten — ob nicht er selbst es seinen Mitbürgern eingegeben hat, den Menschen zu krönen, in dem mehr als in irgendeinem andern heute Lebenden seine Leidenschaft für die Wahrheit und sein Ideal von Größe Körper geworden sind? Denn was die Stadt Frankfurt an Freud hat preisen wollen, ist weniger das Genie des Schöpfers der Psychoanalyse — jener Disziplin, die nicht nur die leidende Seele befreit, sondern auch die Wissenschaft vom Geist erneuert, ja begründet hat, und deren Wert für die Kultur vermöge ihrer Auswirkungen auf die Kunst, die Religion, die Soziologie, die Erziehung, auf das Recht und das geschichtliche Geschehen noch unabschätzbar ist; es ging der Stadt Frankfurt auch nicht um den Schriftsteller, dessen strenge, inhaltsreiche, gedrängte Sprache an Reinheit jener der Meister gleicht, auch nicht um den blendenden Hervorzauberer neuer Worte, die den Wortschatz aller Völker bereichern; auch nicht — die Antisemiten mögen verzeihen — um den großen Deutschen, um jenen, der neben Einstein für Deutschland — und für die Welt — Ehre, neue Ehre eingelegt hat; es ging ihr um den Heros, der dreißig Jahre lang gekämpft hat, allein gegen alle andern, allem Hohn zum Trotz, aller Verachtung, allen Beleidigungen, selbst allem Totschweigen zum Trotz, ohne auch nur eine einzige Konzession zu machen, auch nur einmal zu schmeicheln, über keine anderen Waffen verfügend, als über die der Vernunft, des Mutes und der Wahrheit, — ein Heros im goetheschen Sinn, der aus innerem Bedürfnis weiß, daß es „nichts Größeres als das Wahre gibt“²⁵ und daß das „erste und letzte, was vom Genie gefordert wird (was es von sich selbst verlangt) Wahrheitsliebe ist“.²⁶

25) An Frau von Stein, 8. Juni 1787.

26) Aphorismen, IV, 226.

Das Fakultätsgutachten im Prozeß Halsmann

Von

Sigm. Freud

Der Fall Halsmann — man vgl. dazu auch den vor einem Jahre in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz „Ödipus in Innsbruck“ von Erich Fromm (II. Jg., Heft 1, S. 75 ff.) — ist durch die Begnadigung des wegen Vätermordes verurteilten Studenten Philipp Halsmann moralisch noch nicht erledigt. Männer, deren unbeirrbarer Urteilsschärfe über allen Zweifeln erhaben ist, sehen im Innsbrucker Urteil einen groben Justizirrtum und führen um die Ehrenrettung seines Opfers einen publizistischen Kampf. Vor allem ist es Dr. Josef Kupka, Professor der Rechte an der Universität in Wien, der in der Öffentlichkeit an den österreichischen Staat appelliert, an die Ehrenpflicht Österreichs, „das Unrecht zu tilgen, daß ein grundlos Verurteilter noch immer als Urheber eines schändenden Verbrechens gilt.“ Es handle sich nicht nur um die Rehabilitierung Halsmanns, sondern auch um die der österreichischen Justiz. In einer ausführlichen Studie („Fiat Justitia“, Neue Freie Presse, 29. u. 30. Nov. 1930) weist er auf die Nichtigkeit der Urteilsgrundlagen hin und zerpfückt auch jenes peinliche Innsbrucker Fakultätsgutachten, das zu einer für Österreich beschämenden Berühmtheit gelangt ist. Insbesondere, daß sie den Ödipuskomplex herangezogen hatten (was sie übrigens für nicht unvereinbar mit ihrer grundsätzlichen Gegnerschaft zur Psychoanalyse erachteten), gab dem Elaborat der Innsbrucker Professoren ein groteskes Gepräge. Prof. Kupka begnügte sich nicht damit, selbst vortrefflich die Unhaltbarkeit jenes Jonglierens mit dem Ödipuskomplex auseinanderzusetzen, sondern forderte auch Prof. Freud zur Äußerung auf. Angesichts des Mißbrauchs, den die Innsbrucker Gutachter mit dem Begriff des von ihm entdeckten Ödipuskomplexes getrieben hatten, ist es begreiflich, daß der Schöpfer der Psychoanalyse Prof. Kupka die Unterstützung im Feldzug gegen böse österreichische Geister nicht versagte. Wir geben hier die Äußerung wieder, die Prof. Freud Prof. Kupka zur Verfügung stellte:

Der Ödipuskomplex ist, soweit wir wissen, in der Kindheit bei allen Menschen vorhanden gewesen, hat in den Entwicklungsjahren große Veränderungen erfahren und wird bei vielen Individuen in wechselnder Stärke auch in reifen Zeiten gefunden. Seine wesentlichen Charaktere, seine Allgemeinheit, sein Inhalt, sein Schicksal wurden, lange vor der Zeit der Psychoanalyse, von einem scharf-

sinnigen Denker wie Diderot erkannt, wie eine Stelle seines berühmten Dialogs „Le neveu de Rameau“ beweist. In Goethes Übersetzung dieser Schrift (Band 45 der Sophienausgabe) steht auf Seite 136 zu lesen: „Wäre der kleine Wilde sich selbst überlassen und bewahrte seine ganze Schwäche (*imbécillité*), vereinigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Gewalt der Leidenschaften des Mannes von dreißig Jahren, so bräch' er seinem Vater den Hals und entehrte die Mutter.“

Wäre es objektiv erwiesen, daß Philipp Halsmann seinen Vater erschlagen hat, so hätte man allerdings ein Anrecht, den Ödipuskomplex heranzuziehen, zur Motivierung einer sonst unverständenen Tat. Da ein solcher Beweis nicht erbracht worden ist, wirkt die Erwähnung des Ödipuskomplexes irreführend; sie ist zum mindesten müßig. Was die Untersuchung an Unstimmigkeiten zwischen Vater und Sohn in der Familie Halsmann aufgedeckt hat, ist durchaus unzureichend, um die Annahme eines schlechten Vaterverhältnisses beim Sohne zu begründen. Wäre es selbst anders, so müßte man sagen, von da bis zur Verursachung einer solchen Tat ist ein weiter Weg. Gerade wegen seiner Allgegenwärtigkeit eignet sich der Ödipuskomplex nicht zu einem Schluß auf die Täterschaft. Man würde leicht die Situation herstellen, die in einer bekannten Anekdote angenommen wird: Ein Einbruch ist geschehen. Ein Mann wird als Täter verurteilt, in dessen Besitz ein Dietrich gefunden wurde. Nach der Urteilsverkündigung befragt, ob er etwas zu bemerken habe, verlangt er auch wegen Ehebruchs bestraft zu werden, denn das Werkzeug dazu habe er auch bei sich.

In dem großartigen Roman Dostojewskis „Die Brüder Karamasoff“ steht die Ödipussituation im Mittelpunkt des Interesses. Der alte Karamasoff hat sich seinen Söhnen durch lieblose Unterdrückung verhaßt gemacht; für den einen ist er überdies der mächtige Rivale bei dem begehrten Weibe. Dieser Sohn Dmitrij hat aus seiner Absicht, sich am Vater gewaltsam zu rächen, kein Geheimnis gemacht. Es ist darum natürlich, daß er nach der Ermordung und Beraubung des Vaters als

sein Mörder angeklagt und trotz aller Beteuerungen seiner Unschuld verurteilt wird. Und doch ist Dmitrij unschuldig; ein anderer der Brüder hat die Tat verübt. In der Gerichtsszene dieses Romanes fällt der berühmt gewordene Ausspruch: die Psychologie sei ein Stock mit zwei Enden.

Das Gutachten der Innsbrucker medizinischen Fakultät scheint geneigt, dem Philipp Halsmann einen „wirksamen“ Ödipuskomplex zuzuschreiben, verzichtet aber darauf, das Ausmaß dieser Wirksamkeit zu bestimmen, weil unter dem Druck der Anklage die Voraussetzungen für „eine rückhaltlose Aufschließung“ bei Philipp Halsmann nicht gegeben sind. Wenn sie es dann ablehnt, auch im „Falle der Täterschaft des Angeklagten die Wurzel der Tat in einem Ödipuskomplex zu suchen“, so geht sie ohne Nötigung in der Verleugnung zu weit.

In demselben Gutachten stößt man auf einen durchaus nicht bedeutungslosen Widerspruch. Der mögliche Einfluß der Gemüterschütterung auf die Gedächtnisstörung für Eindrücke vor und während der kritischen Zeit wird auf das Äußerste eingeschränkt, nach meinem Urteil nicht mit Recht; die Annahmen eines Ausnahmzustandes oder einer seelischen Erkrankung werden entschieden zurückgewiesen, aber die Erklärung durch eine „Verdrängung“, die nach der Tat bei Philipp Halsmann eintrat, bereitwillig zugestanden. Ich muß sagen, eine solche Verdrängung aus heiterem Himmel bei einem Erwachsenen, der keine Anzeichen einer schweren Neurose bietet, die Verdrängung einer Handlung, die gewiß bedeutsamer wäre als alle strittigen Einzelheiten von Entfernung und Zeitablauf, und die im normalen oder nur durch körperliche Ermüdung veränderten Zustand vor sich geht, wäre doch eine Seltenheit erster Ordnung.

Hermann Hesse

über Pseudo=Psychoanalyse

Im Dezemberheft der „Neuen Rundschau“ veröffentlicht Hermann Hesse „Notizen zum Thema Dichtung und Kritik“. Eine dieser Notizen trägt die Überschrift „Die Psychologie der Halbgebildeten“. Es verkleide sich — schreibt der Dichter (dessen Stellungnahme zur Psychoanalyse nicht unbekannt ist; man vgl. besonders seinen Essay „Künstler und Psychoanalyse“ im „Almanach der Psychoanalyse 1926“) — es verkleide sich „in der Literaturkritik zur Zeit die geistfeindlichste und barbarischste Strömung in die Rüstung der Psychoanalyse“.

„Ist es nötig“ — fährt Hesse fort — „daß ich erst vor Freud und seiner Leistung meine Verbeugung mache? Ist es nötig, daß ich dem Genie Freud das Recht zugestehe, jedes andre Genie der Welt mit den Mitteln seiner Methode zu betrachten? Ist es nötig, daran zu erinnern, daß ich zur Zeit, als Freuds Lehre noch umstrittener war, sie habe verteidigen helfen? Und muß ich eigens den Leser bitten, nicht Angriffe auf den genialen Freud und auf seine psychologischen und psychotherapeutischen Leistungen darin sehen zu wollen, daß ich den Mißbrauch der Freudschen Grundbegriffe durch geistlose Kritiker und fahnenflüchtige Philologen lächerlich finde?“

„Mit der Propagierung und dem Ausbau der Freudschen Schule, welche nach wie vor sowohl für die Seelenforschung wie für die Heilung von Neurosen Bedeutendes leistet und sich seit Jahren die verdiente Anerkennung nahezu überall erstritten hat — mit der Propagierung dieser Lehre in die Massen und dem zunehmenden Eindringen ihrer Methode und Terminologie auch in andre Geistesgebiete ist ein durchaus übles, ja widerliches Nebenprodukt entstanden: die pseudo-Freudsche Psychologie der Halbgebildeten und eine Art von dilettantischer Literaturkritik, welche Werke der Literatur nach der Methode untersucht, welche Freud für die Untersuchung der Träume und anderer unbewußter Seeleninhalte anwendet . . .“

„ . . . Man lenkt systematisch und mit einer gewissen Rachsucht (der Rachsucht des Unbegnadeten dem Geist gegenüber) die Aufmerksamkeit von den Werken der Dichtung ab, degradiert die Dichtungen zu Symptomen seelischer Zustände, fällt beim Deuten der Werke in die größten Irrtümer rationalisierender und moralisierender Biographie zu-

rück und hinterläßt einen Trümmerhaufen, auf dem die zerpfückten Inhalte großer Dichtwerke blutig und schmutzig herumliegen . . .

„ . . . Es wird geschwiegen über alles, was an diesen Werken Leistung ist, es wird das Differenzierteste, was Menschen gemacht haben, zu ungestalteter Materie zurückverwandelt. Es wird geschwiegen über das immerhin merkwürdige Phänomen, daß der gleiche Inhalt, aus dem der Neurotiker Meier seine nervösen Bauchschmerzen gemacht hat, von einzelnen anderen Menschen zu hohen Kunstwerken gestaltet wird. Es wird nirgends das Phänomen, es wird nirgends das Gestaltete, das Einmalige, Wertvolle, Unwiederbringliche gesehen, sondern überall nur das Gestaltlose, die Urmaterie. Wir brauchen aber keine so mühsamen und zahlreichen Untersuchungen, um zu wissen, daß die materiellen Erlebnisse der Dichter ungefähr die gleichen sind wie die aller übrigen Menschen. Und von dem, was wir so gern wissen möchten, von dem erstaunlichen Wunder, daß je und je in einem einzelnen schöpferischen Menschen das Dutzenderlebnis zum Weltdrama, das Alltägliche zum strahlenden Wunder wird — von dem wird nicht gesprochen, von dem wird das Interesse abgelenkt. Es ist dies unter andrem auch eine Versündigung an Freud, dessen Genie und Differenziertheit heute schon vielen seiner vereinfachungsfrohen Schüler ein Dorn im Auge ist . . .“

„ . . . Wer jemals in seinem Leben eine Psychoanalyse entweder an sich erlebt oder an einem andern Menschen durchgeführt oder auch nur als teilnehmender Vertrauter miterlebt hat, der weiß, welche Menge von Zeit, Geduld und Mühe sie erfordert und wie listig und hartnäckig die gesuchten ersten Ursachen, die Herkünfte der Verdrängungen sich vor dem Analytiker zu verbergen suchen: Er weiß auch, daß zum Eindringen in diese Verursachungen ein geduldiges Belauschen der unbewachten Seelenaussagen gehört, ein behutsames Belauschen der Träume, der Fehlhandlungen usw. Würde ein Patient seinem Analytiker sagen: ‚Lieber Herr, ich habe zu all den Sitzungen keine Zeit und Lust, aber ich übergebe Ihnen hier ein Paket, das enthält meine Träume, Wünsche und Phantasien, soweit ich sie aufgeschrieben habe, zum Teil in gebundener Form; nehmen Sie dies Material und entziffern Sie gefälligst aus ihm, was Sie wissen müssen‘ — wie würde der Arzt diesen naiven Patienten auslachen! Wohl mag ein Neurotiker auch Bilder malen oder Dichtungen schreiben, auch sie wird der Analytiker sich ansehen, auch sie wird er zu benutzen suchen — aber das unbewußte Seelenleben und die frühere Seelengeschichte eines Menschen aus solchen

Dokumenten ablesen zu wollen, das würde jedem Analytiker als eine höchst naive und dilettantische Anmaßung erscheinen.“

„Nun, jene halbgebildeten Dichtungsdeuter tun nichts anderes, als daß sie noch ungebildeteren Lesern vorlügen, man könne aus solchen Dokumenten eine Analyse bestreiten. Der Patient ist tot, Kontrolle ist nicht zu fürchten, also phantasiert man drauflos. Es ergäbe ein schnuriges Resultat, wenn ein geschickter Literat diese scheinanalytischen Dichterdeutungen selbst wieder einer Analyse unterzöge und die sehr einfachen Triebe aufzeigte, aus denen diese Scheinpsychologen ihren Eifer speisen.“

„Ich glaube nicht, daß Freud selbst diese Literatur seiner unechten Schüler irgend ernst nimmt. Ich glaube nicht, daß irgendein ernsthafter Arzt oder Forscher der psychoanalytischen Schule diese Aufsätze und Broschüren liest. Immerhin — ein sichtbares Abrücken der Führer von diesem dilettantischen Treiben wäre am Platz... Das Unangenehme ist, daß aus dieser Dilettantenanalyse die Tageskritik einen neuen Weg gelernt hat, ihre Aufgabe zu vereinfachen und, unter Vortäuschung einer gewissen Wissenschaftlichkeit, es sich leicht zu machen. Entdecke ich in der Dichtung eines mir nicht sympathischen Autors die Spuren von Komplexen und neurotischen Verwicklungen, so denunziere ich ihn der Welt als Psychopathen. Natürlich wird sich das einmal müde laufen. Es wird einmal dahin kommen, daß das Wort ‚pathologisch‘ seine jetzige Bedeutung verliert. Es wird dahin kommen, daß man auch auf dem Gebiet der Krankheiten und Gesundheit die Relativität entdeckt, und wahrnimmt, daß die Krankheiten von heute die Gesundheit von morgen sein können, und daß nicht immer das Gesundbleiben das untrüglichsste Symptom für Gesundheit ist. Daß es einem mit hohem Geist und zarten delikaten Sinnen begabten Menschen, einem überwertigen, hochbegabten Menschen vielleicht drückend, ja entsetzlich sein kann, inmitten der heutigen Konventionen über Gut und Böse, über Schön und Häßlich zu leben, auch diese einfache Wahrheit wird einmal entdeckt werden.“

Zur Psychologie eines Gorilla-Kindes

Von

Imre Hermann

Die Psychoanalyse kann ihrem Wesen nach nur eine Untersuchung von Mensch zu Mensch sein, und schon die Einbeziehung von menschlichen Kulturwerken ist mehr Anwendung als wirkliche Analyse. Noch weniger zur Anwendung als nur zu einer gewissen Kontrolle gereicht die Psychologie der Menschenaffen. Zu einer Kontrolle, die sich jedoch zu unschätzbarem Wert emporschwingen könnte.

Wir hatten bereits die von Köhler an Schimpansen gewonnenen Funde ausgebeutet¹. Seit einigen Jahren steht nun infolge der Gorilla-Untersuchungen des amerikanischen Forschers Yerkes, des besten Kenners der Anthropoidenseele, der Weg auch für eine vergleichende Psychoanalyse des Gorilla, oder wenigstens einige Schritte des Weges offen².

Das beobachtete, reservierte, den Befehlen gegenüber negativistische Tier war ein junges, etwa 4—5, im zweiten Beobachtungswinter 5—6 Jahre altes, nach Amerika transportiertes Weibchen. Wie hat Yerkes mit dem armen, verlassenen, ans Familienleben gewohnten Tier-Kind überhaupt experimentieren können? Es war die Übertragung mit im Spiel, das zu Stande zu bringen. Es war ein „Warmwerden“ des Tieres Congo zu beobachten, das auffallend plötzlich in Erscheinung trat, als Congo in inneren Kontakt mit dem Versuchsleiter gelangte insofern, als sie von ihm, die Nahrung und Gesellschaft betreffend, in größere Abhängigkeit geriet. Auch ein neuangewendeter Apparat, welcher bei Fehlleistungen zur Strafe elektrische Schläge abgab, fixierte Congo mehr an den Versuchsleiter. Diese zwei Motive der Übertragung traten in Kraft, eben als die beiden Lieblingsleute Congos fern waren. (164—7).

Neben dieser Gefühlsübertragung kann auch eine Transposition von Arbeitsmethoden und Motiven beobachtet werden, also eine Art Verschiebung (69, 513). Obzwar Congo sich als ein vorwiegend visuell orientierendes Tier benimmt, vergiftet sie nie, ihr neue Dinge, lebende und leblose, durch den Geruch zu prüfen (8, 45, 47, 71,

1) I. Hermann: Zur Psychologie der Schimpansen. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, IX (1923).

2) R. M. Yerkes: The Mind of a Gorilla. Genetic Psychology Monographs, II (1927); erster Beobachtungswinter S. 1—193, zweiter Beobachtungswinter S. 377—551.

137). Wie bei den Schimpansen, so kann auch hier auf eine Verhaltensweise hingewiesen werden, die mir der magischen nahe-zustehen scheint. So war für das Spiegelbild anscheinend der Versuchsleiter „verantwortlich“ (149). In einem nicht gelungenen Experiment ging Congo fort, schaute dann zurück, wie wenn sie etwas erwarten würde, was ihren Fehler gutmachen könnte (53). Oder als das Futter nur durch einen Stock zu erreichen war, nahm sie den Stock in die eine Hand und griff gegen das Futter mit der anderen (54). Ein anderesmal warf sie Papierstücke gegen das unerreichbare Futter (406). Etwas der unbewußten Aufarbeitung der Reize Analoges ist im „Lernen über die Nacht“ beschrieben. Yerkes hält diese auffallende Erscheinung für eine grundlegende Eigenschaft des nervösen Gewebes der Anthropoiden (55, 131, 161).

Reaktion auf unerwarteten Schmerz ist Urinlassen (129), im Wutanfall beißt das Tier und reagiert mit plötzlicher Kotentleerung (172), die Erregtheit des gesamten Verdauungsweges zeigend. Es ist, wie wenn das Tier seinen Feind tatsächlich schleunigst aufgefressen hätte. Die Exkremeinte betreffend ist übrigens zu notieren, daß Congo schon früh die Gewohnheit angenommen hat, nur eine Ecke in ihrem Käfig als Abort zu benützen (32). Diese Gewohnheit bezog sich nicht auf ihr aus Stroh verfertigtes Nest und auf Stellen außerhalb des Käfigs.

Unser besonderes Interesse erregt das Erwachen der Genitalität im noch unreifen Tiere. Nach Yerkes wäre diese Genital-Sexualität Anzeichen der „Adoleszenz“. Im ersten Beobachtungswinter soll noch keine Regung der erwachenden Sexualität beobachtbar gewesen sein. (Ungeachtet des Küssens des Spiegelbildantlitzes — 147, 149 —, das man der oralerotischen Triebäußerung zuweisen möchte.) Im zweiten Winter sprang hingegen eine Bevorzugung männlicher Wesen in die Augen. Einen Hund zog Congo an sich, untersuchte ihn, beroch sein Gesicht, seine Füße, seinen Körper, schaute sich diese Körperstellen an. Der Hund benahm sich passiv, worauf sie ihn auf die Seite legte und nun die Genitalien beobachtete, sie mit Händen, Nase und Augen studierend. Ihr Ausdruck verriet jetzt Interesse und Staunen. Dieselbe Untersuchung von oben an begann von neuem. Dann, nach Fluchtversuchen des Hundes, drückte sie ihn auf den Rücken und machte, sich an ihn pressend, männliche Kopulationsbewegungen. Nach einigen Sekunden warf sie sich dann auf den Rücken und drückte den Hund auf sich. Der Hund flüchtete bald, ohne

der Aufforderung genüge getan zu haben. Ähnliche Spiele führte sie auch mit einer Hündin auf, jedoch nur, wenn sie den Spielgenossen nicht fassen konnte. (Bisexualiät; Homoerotik aus unbefriedigter Heterosexualität.) Einigemale brachte Congo auch Gegenstände wie Schachtel und Holzstücke mit den Genitalien in Berührung (520—522). Man vergleiche diese Beschreibung einerseits mit der über die Schimpansen, andererseits mit der menschlich-infantilen Genitalität, und man bedenke sodann, was der Erfolg solch einer Frühsexualität in der Gorilla-Familie sein könnte: Das strenge Verbot, bzw. die strenge Überwachung von Seiten des Führers.¹

Noch eine auffallende Beobachtung, die Yerkes machen konnte: Im ersten Beobachtungswinter bot sich nichts Genital-Sexuelles, aber auch nichts Destruktives (138—139) — im Gegensatz zu den übrigen Affen. Im zweiten Beobachtungswinter trat Beides in Erscheinung (Destruktives: 526). Wie wenn beim Gorilla der nach außen gerichtete Destruktionstrieb und die Genitalität zeitlich denselben Entwicklungsgang gehen würden, nicht so wie beim Menschen und beim Schimpansen. Freilich, auf masochistische Einstellung, also auf nach innen gerichteten Destruktionstrieb können wir aus dem Übertragungserfolg nach den elektrischen Schlägen raten. Man könnte auch fragen, ob Congo im Falle genitaler Befriedigung auch destruktiv wäre? Also in der Familie — könnte es, das Kind, aber sogar dort genital wirklich befriedigt sein?

Über psychoanalytische Tierpsychologie

Von

A. J. Storfer

Die Tierpsychologie ist ein Gebiet, auf dem die Anwendung der psychoanalytischen Methode, bzw. ihrer Forschungsergebnisse erst im geringsten Maße versucht worden ist; man kann eigentlich erst von Ansätzen einer psychoanalytischen Tierpsychologie sprechen. Im Anschluß an den vorstehend veröffentlichten Beitrag von Imre Hermann (Budapest) „Zur Psychologie eines Gorilla-Kindes“ wird es sich empfehlen, sich über jene

1) Vgl. Hermann: Modelle zu den Ödipus- und Kastrationskomplexen bei Affen. *Imago*, XII (1926).

bisherigen Ansätze kurz Rechenschaft zu geben. Freud selbst streift nur gelegentlich Fragen der Tierpsychologie und stets nur hypothetisch und an solchen Stellen, wo es sich um eine differentielle Abgrenzung gegenüber Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens handelt. So schreibt Freud in seiner metapsychologischen Abhandlung über „Das Unbewußte“ (Ges. Schr. V, 504):

„Welche Inhalte und welche Beziehungen dies System [das Unbewußte] während der individuellen Entwicklung hat, und welche Beziehung ihm beim Tiere zukommt, das soll nicht aus unserer Beschreibung abgeleitet, sondern selbständig erforscht werden.“

Ein wichtiges differentielles Moment sieht Freud im zweizeitigen Ansatz der Sexualentwicklung beim Menschen. In der Zusammenfassung der „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ (Ges. Schr. V, 109) ist zu lesen: „Die Tatsache des zweizeitigen Ansatzes der Sexualentwicklung beim Menschen, also die Unterbrechung dieser Entwicklung durch die Latenzzeit, erschien uns besonderer Beachtung würdig. Sie scheint eine der Bedingungen für die Eignung des Menschen zur Entwicklung einer höheren Kultur, aber auch für seine Neigung zur Neurose zu enthalten. Bei der tierischen Verwandtschaft des Menschen ist unseres Wissens etwas Analoges nicht nachweisbar.“

Und in der XXVI. der „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ (Ges. Schr. VII, 429) heißt es: „Wir konnten sie [die Übertragungsneurosen] auf die grundlegende Situation zurückführen, daß die Sexualtriebe in Zwist mit den Erhaltungstrieben geraten oder biologisch — wenn auch ungenauer — ausgedrückt, daß die eine Position des Ichs als selbständiges Einzelwesen mit der anderen als Glied einer Generationsreihe in Widerstreit tritt: Zu solcher Entzweiung kommt es vielleicht nur beim Menschen, und darum mag im ganzen und großen die Neurose sein Vorrecht vor den Tieren sein.“ Die Fähigkeit des Menschen zur Neurose sei übrigens nur die Kehrseite seiner sonstigen Begabung (Ausbildung eines reich gegliederten Seelenlebens, einer Kultur).

In der XXII. Vorlesung (Ges. Schr. VII, 367 f.): „... Der Libidoentwicklung, möchte ich meinen, sieht man diese phylogenetische Herkunft ohne weiteres an. Denken Sie daran, wie bei der einen Tierklasse der Genitalapparat in die innigste Beziehung zum Mund gebracht ist, bei der anderen sich vom Exkretionsapparat nicht sondern läßt, bei noch anderen an die Bewegungsorgane geknüpft ist... Man sieht bei den Tieren sozusagen alle Arten von Perversion zur Sexualorganisation erstarrt.“

Ein wichtiges differentielles Moment sieht Freud auch in der Verküm-

merung des tierischen Geruchssinnes beim Menschen. In der großen Krankengeschichte „Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose“ (Ges. Schr. VIII, 30) schreibt er: „Ganz allgemein möchte ich die Frage aufwerfen, ob nicht die mit der Abkehrung des Menschen vom Erdboden unvermeidlich gewordene Verkümmernng des Geruchssinnes und die so hergestellte organische Verdrängung der Riechlust einen guten Anteil an seiner Befähigung zu neurotischen Erkrankungen haben kann. Es ergäbe sich ein Verständnis dafür, daß bei steigender Kultur gerade das Sexualleben die Opfer der Verdrängung bringen muß. Wir wissen ja längst, welch inniger Zusammenhang in der tierischen Organisation zwischen dem Sexualtrieb und der Funktion des Riechorgans hergestellt ist.“

Diesen Gedanken nimmt Freud in seiner jüngsten Schrift „Das Unbehagen in der Kultur“ wieder auf. Im IV. Kapitel, dort, wo er von der Gründung der Familie durch den Urmenschen spricht, widmet er einen Exkurs der organischen Verdrängung der Riechlust (s. 62 f.). Das Zurücktreten der Geruchsreize ist die Folge des Übergangs zum aufrechten Gang, die Einwirkung des weiblichen Menstruationsvorganges auf die männliche Psyche wird abgeschwächt und das Sichtbarwerden der bisher gedeckten Genitalien ruft dann das Schamgefühl hervor. Die Übernahme der Rolle der Geruchsreize durch die Gesichtserregungen bedingt auch die Kontinuität der Sexualerregung beim Menschen. „Dies ist nur eine theoretische Spekulation, aber wichtig genug, um eine exakte Nachprüfung an den Lebensverhältnissen der dem Menschen nahestehenden Tiere zu verdienen.“ (Man vgl. auch die längere Fußnote im gleichen Buche S. 72—75.)

*

Vermutet Freud im Übergang zum aufrechten Gang eine entscheidende Ursache für wichtige physiologische und psychologische Differenzierungen des Menschen gegenüber den übrigen Säugetieren, so hat Ferenczi noch eine weiter in die Urgeschichte zurückgehende Hypothese gewagt, indem er in seinem „Versuch einer Genitaltheorie“ (1924) die Natur des menschlichen Geschlechtstriebes aus einem phylogenetischen Trauma abzuleiten versucht, aus der Eintrocknung eines Teiles der Erdoberfläche, die die ursprünglich im Wasser lebenden Tiere zum Landleben verurteilte. Diese phylogenetische Tragödie wiederholt sich in der Einzelentwicklung im Vorgang der Geburt, die das Wassertier, das Embryo zu einem Leben außerhalb des Mutterleibs zwingt. Im Geschlechtstrieb, der die männlichen Samenzellen in den Uterus zu bringen bestrebt ist, äußert sich die Sehnsucht des ehemaligen Wasserbewohners nach seiner Urheimat. Noch deutlicher repräsentiert sich der „thalassale Regressionszug“ in den

„Mutterleibphantasien“ des Unbewußten. (Man vgl. dazu auch Alexander, „Einige unkritische Gedanken zu Ferenczis Genitaltheorie, „Almanach der Psychoanalyse 1927“.) Neben diesen „bioanalytischen Spekulationen“, die natürlich der Beziehung zu Erwägungen der vergleichenden Tierpsychologie nicht entbehren, finden wir übrigens bei Ferenczi gelegentlich auch unmittelbare Ansätze zu einer psychoanalytischen Tierpsychologie. Wir nennen vor allem seine kleine Abhandlung „Zähmung eines wilden Pferdes“ („Populäre Vorträge über Psychoanalyse“, Wien 1922, S. 169 ff): seine Ausführungen knüpfen an die geradezu wunderliche Beschlagung einer bis dahin absolut unzugänglichen Vollblutstute durch einen Hufschmied an, und Ferenczi sieht die Erklärung des „Wunders“ in einer Kombination der „Muttersuggestion“ mit der „Vatersuggestion“.

*

Besondere Verdienste um Versuche zur Vorbereitung einer psychoanalytischen Tierpsychologie hat sich ein anderer ungarischer Psychoanalytiker. Imre Hermann, erworben. Seiner heutigen kleinen Notiz, die wir vorstehend veröffentlicht haben, sind zwei größere Abhandlungen vorangegangen, in denen er materialreiche Veröffentlichungen tierpsychologischer Beobachtungen vom Standpunkt der Psychoanalyse aus prüft.

1923 veröffentlichte Hermann in der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse“ (Bd. IX, S. 80 ff) einen Beitrag „Zur Psychologie der Schimpansen“ (auf Grund der Beobachtungen von Wolfgang Koehler und G. J. Allesch). Hermanns Feststellungen sind in der Hauptsache die folgenden:

Das Triebleben der Schimpansen zeigt polymorphperverse Züge. Sollen die jungen Männchen mit einem erwachsenen Weibchen zusammen treffen, so geraten sie, schon 6—8 Jahre vor der Reife, in Erregung und vollziehen dabei auch der Form nach den Koitus, aber eine scharfe Orientierung nach dem Geschlechte besteht weder vor noch nach der Pubertät. Auffallende Koprophagie: Unter den beobachteten Schimpansen fröhnt gerade ein onanierendes Tier nicht diesem Gelüste. Ein kotfressendes Tier sitzt dabei mit verglasten Augen und abstossendem Gesichtsausdruck in einer Ecke — die onanieäquivalente Lust ist also abzulesen. Ambivalente Einstellung dem Kote gegenüber: Unbehagen und Phobie, wenn ein Schimpanse in Kot tritt. (N. B. Die Tiere waren wegen Kotfressen bestraft — ohne viel Erfolg.) Betätigung der Mundzone: Lutschen, Freundschaftsbeteuerung. Belecken (und Beriechen) der Anal- und Genitalregion beim Begrüßen. Sadismus: Vergnügenfinden, wenn eins das andere ärgert.

Narzißmus: Selbstgefälliges Wesen, in Spiegel sehen, aufs Spiegeln ganz versessen. Spielen mit den eigenen Körperteilen, sie streicheln.

Das Affektleben der Schimpansen ist stark mit der Sexualität zusammenhängend, Affekte haben die Tendenz, auf den Verdauungstraktus und die Geschlechtsorgane einzuwirken. In heftiger Erregung Glottiskrampf und Erektion. Affektverschiebung: vor Wut, daß ein eßbares Ziel nicht zu erreichen ist, kann ein Brett oder sonst etwas geprügelt werden. Als „Sultan“ noch ganz jung war, wagte er eine Strafe, die er vom Versuchsleiter erhielt, noch nicht zu rächen, doch rannte er alsbald wütend auf „Chica“ los und verfolgte sie, obwohl sie mit dem Grund seines Ärgers nicht das mindeste zu tun hatte.

Zur Ich-Psychologie¹ fällt vor allem ein Vorgang auf, den man als Identifizierung bezeichnen kann. Ein Tier kann die Miene des Sündenbewußtseins machen, wenn ein anderes gefehlt hat. Auch kam es vor, daß ein Tier für ein anderes, das gestraft werden sollte, dringend gebeten hat. Gelöst wird jede Identifizierung mit den Gruppenmitgliedern bei Nahrungsaufnahme (orale Betätigung!) und bei schwerer körperlicher Erkrankung, mit narzißtischer Regression.

Zur Massenpsychologie: Die beobachtete Gruppe stand zuerst unter der Herrschaft eines älteren Weibchens, erst später, nachdem Sultan, ein Männchen, älter wurde, übernahm er die Rolle des Führers. Der Führer wurde bei seiner Wiederkehr in die Gruppe stets mit besonderem Freuden- grüße empfangen, jedes Tier bemühte sich, im Falle von Zwistigkeiten seine Unterstützung zu erobern, er zog oft die ganze Gruppe in Beschäftigungsart und Ortswechsel mit sich. Das isolierte Tier will nicht fressen (orale Enttäuschung—orale Triebabwehr). So sehr wünschen die Tiere in der Gruppe zu bleiben, daß sie lieber zu zweit als allein schlafen, wobei sie einander umschlungen halten. Ein Fremdling wird zuerst feindlich,

1) Die Frage nach dem Vorhandensein eines Über-Ichs beim Tier wurde vor kurzem von Edoardo Weiss (Trieste) in einem noch nicht veröffentlichten Vortrag über „die magische Funktion des Über-Ichs“ gestreift. — Man vgl. auch bei Géza Révész (Amsterdam): Sozialpsychologische Beobachtungen an Affen (Zeitschr. f. Psychologie, Bd. 118, 1930, S. 142 ff): „Selbst eine Lehre, die die Einheit der psychologischen Organisation in den Urtrieben sieht, wie die Freudsche, kann, trotz dieser engen Beziehung, zu einer scharfen Trennung zwischen Mensch und Tier kommen, wenn sie nämlich das wesentliche im Menschen gerade in der Verdrängung, Verschiebung und Sublimierung der Triebregungen sieht . . . Vom entwicklungspsychologischen Standpunkt aus hat Freud das Verhältnis des ‚Es‘ zum ‚Ich‘ nicht geklärt. Wir wissen nicht, ob er das ‚Es‘, nämlich die unbewußte Triebphäre, mit der Triebwelt der Tiere identifiziert.“

abweisend empfangen, kommt es endlich doch zu einer Annäherung, dann erweist sie sich als eine kindlich-sexuelle, mit Umarmung.

Zur ersten Objektbesetzung: In den ersten drei Lebensmonaten verläßt das junge Schimpansen-Kind den mütterlichen Körper nicht. Es klammert sich an die Mutter an. Dieses Mutter-Kind-Verhältnis zeigt sich noch in der menschlichen Säuglingspsychologie im sog. Moroschen Reflex, in den Schlafhaltungen des Säuglings, das nicht nur intrauterine Regression, sondern Regression zu eben dieser Objekt-„Besetzung“ zeigt. Es kann vermutet werden, daß zwei typische Gewohnheiten der Affen auf diese Art Objektbesetzung zurückgehen: 1) Die sogenannte Hautpflege oder das Lausen mit der bekannten gespannten Miene und dem Mundklappen. Es handelt sich nicht um Läusefangen. Die Hautpflege nimmt manchmal einen viel ernsteren Charakter an, die Schimpansen reißen sich dann gegenseitig über ganze Felder auf Kopf, Schultern und Rücken die Haare aus, doch nicht aus Bosheit oder im Kampf, sondern im Zusammenhang mit eben jener allgemeinen Hautpflege. Der jeweils Gerupfte hält ganz still dabei. Da kann eine andere Beobachtung zur Aufklärung des Sinnes dieser Gewohnheit dienen: Gegen Ende der vierten Woche nach der Geburt beginnen die Haare des Kleinen, besonders am Kopf, stark auszufallen, die Mutter nimmt dabei eine aktive Rolle an, indem sie die Haare in großer Zahl auszieht und die Papillen zerkaut. Die Gewohnheit kann sonach eine Rückphantasierung der Zeit der ersten Objektbesetzung sein, mit einer Tendenz zur „Randbevorzugung“. Interessant ist dabei wieder die orale Betätigung. (Die Mutter liebt das Kind bis zum Fressen, frißt statt das Kind die Haarwurzel, wie sie auch sonst den in ihren Schoß gelassenenen Urin des Kleinen trinkt.) — 2) Die Tiere stecken allerhand Gegenstände zwischen Unterleib und Oberschenkel. Auch bei der Begrüßung wird dieselbe Stelle des Körpers mit der Hand berührt. Da muß vor Augen gehalten werden, daß beim Placieren des Kleinen am mütterlichen Körper die Grundstellung folgende ist: es krallt sich vorne am unteren Teil des mütterlichen Körpers fest und wird durch den Oberschenkel der Mutter unterstützt. Das ganz junge Tier kann sich auch seitlich in der Leiste niederlassen. Das spielende Tier spielt also Mutter, die Gegenstände sind Puppen, das heißt ankrallende Kinder. Mit Berücksichtigung der „Randbevorzugung“ fallen diejenigen Einwände, welche Allesch solch' einer Erklärung gegenüber machte, fort.

Zur intellektuellen Tätigkeit: Die Umwegversuche Köhlers sind eigentlich Prüfungen des Vorhandenseins eines Realitätsprinzips, gegenüber dem ursprünglicheren Lustprinzip. Es herrscht beim Schimpansen tatsächlich das Lustprinzip, die Tiere sind auf die bequemste Lösung ver-

sessen und bis sie verzichten lernen, kommen heftige Szenen vor. Zur höheren Leistung spornen Hunger, die in Aussicht gestellte Nahrung und die Verbote der bequemerer Leistungen. Neben dem Herrschen des Lustprinzips sind Anzeichen eines magischen Wirklichkeitssinnes vorhanden. Einmal muß „Rana“ aus einem Käfig Bananen holen, dessen Tür versperrt ist; in etwa 5 m Entfernung steht ein ganz gleicher Käfig, aber mit offener Tür. Das Tier gibt plötzlich sein Bemühen auf, geht zum anderen Käfig, schreitet durch dessen Türöffnung langsam hinein, dreht um, kommt wieder heraus mit einem seltsamen Gebaren von Torheit und Nachdenklichkeit, kehrt zu dem ersten Käfig zurück und bemüht sich von neuem. Oder: Dieselbe Schimpansin dreht den als Werkzeug gebrauchten kurzen Stock um, als könnte er davon länger werden. Oder: Will der Schimpanse etwas außer seiner Machtsphäre erreichen, so wirft er Steine in der Richtung seiner Sehnsucht. — Die Abgrenzung der Erfahrungsgegenstände, die assoziative Verknüpfung der Erinnerungsreste läßt eine freiere, aus der symbolischen Denkweise gekannte Art erkennen: „Alles, was beweglich und womöglich langgestreckt aussieht, wird in der Situation zum Stock“ — sagt Köhler. Für die Vorherrschaft der Motilität (des Agierens) im Denken haben wir viele Belege.

*

In der „Imago“ (XII. Jg. 1926, S. 59 ff.) veröffentlichte Hermann später eine zweite Abhandlung über „Modelle zu den Ödipus- und Kastrationskomplexen bei Affen“. Hier werden an verschiedenen Affenarten gemachte Beobachtungen von Brehm, Sokolowsky, Köhler, Knottnerus-Meyer usw. verarbeitet. Bemerkenswert ist die biologische Ähnlichkeit von gewissen Affenarten und Mensch: Hand als Apparat des Intelles, statt einer Brunstzeit beim Weibchen eine regelmäßige Menstruation, beim Männchen eine von der Jahreszeit im großen unabhängige Lust zum Geschlechtsakt. Der Ödipuskomplex hat seinen guten Sinn nur in der menschlichen Familie. Man kann aber von Modellen der Komplexe sprechen, indem man Situationen, Szenen, Verhaltensweisen, welche den typischen Komplex nicht bergen, aber gedanklich durch eine einfache psychische Denkoperation (Verschiebung, Identifizierung, Symbolisierung usw.) in die typische Komplexsituationen, Szenen, Verhaltensweisen überführt werden können, als Modelle zu diesen auffaßt. Der Begriff des Modells ist beschreibend, nicht erklärend.

Es gibt nun nach Hermann mehrere solcher Modelle zum Ödipuskomplex, bzw. seiner Teile beim Affen:

1) Situationen des strengen Vaters. Brehms Beschreibung ist klassisch. Neu ist die Beobachtung von Knottnerus-Meyer: „Hat der Bandenführer sich einmal zur Alleinherrschaft durchgebissen, dann braucht er seinen Launen und Begierden nicht mehr im geringsten die Zügel anzulegen. Die Würde seines Auftretens, die Stöße, die er ihn nicht beachten- den, im Wege sitzenden Käfiggenossen versetzt, der verächtliche Blick, mit dem er seine Untertanen mustert und deren scheues Zurückweichen zeigen, daß der Bandenchef sich seiner Würde bewußt ist und als solcher anerkannt wird.“ Bei Sokolowsky: „... Die von ihm begehrten weiblichen Exemplare ergaben sich ihm unbedingt zum geschlechtlichen Genuß ohne viel Widerstreben; oft setzte es hiebei stürmische Szenen ab, indem er sich sein Mannesrecht durch gewalttätigen Einspruch erkaufte.“

2) Der strenge Vater hindert den Sohn im geschlechtlichen Verkehr mit der Mutter. Modelle: Alle älteren zeugungsfähigen Weibchen, sei ihre Zahl noch so groß, gehören ausschließlich dem Herrscher. Gerade die stärksten Männchen werden von ihm am stärksten überwacht (Knottnerus-Meyer). (Ab und zu wird jüngeren Männchen die Ausübung des sexuellen Verkehrs gestattet.)

3) Der Sohn begehrt den geschlechtlichen Verkehr mit der Mutter. Modelle: Die vom Führer zurückgesetzten Männchen bleiben keine Junggesellen, der Führer muß stets auf der Hut sein, um seine geschlechtlichen Rechte zu bewahren. Er muß die Konkurrenten energisch fernhalten, es herrschen ständig Eifersüchteleien und Nebenbuhlerschaften unter den Affen (Sokolowsky, Knottnerus-Meyer).

4) Kampf zwischen Vater und Sohn mit Vaternötigung. Modell: Ältere Angaben, nach welchen bei den Gorillas in jeder Gruppe nur ein erwachsenes Männchen geduldet wird. Beim Heranwachsen der jungen Männchen beginnt ein Kampf, und der Stärkste soll nach Tötung oder Forttreiben der übrigen sich als Oberhaupt aufstellen. Auch ein Modell des Bruderkampfes ist hierin angegeben.

5) Empörung gegen den strengen Vater. Es entstehen öfters Palastrevolutionen. Z. B.: Ein Affenführer „Martino“ war sehr brutal. Er war längere Zeit Herrscher einer größeren Hamadryasbande. Er war äußerst eifersüchtig, fressen ließ er seine Bevorzugten noch weniger als die übrigen. Eines Tages kam es zu einer Hungerrevolte, drei jüngere Männchen gingen gegen Martino vor, er mußte flüchten, sein ganzer Harem schloß sich plötzlich den neuen Machthabern an (Knottnerus-Meyer).

6) Der Sohn verkehrt geschlechtlich mit der Mutter nach Tötung des Vaters. Modell: Ein brutaler Affenführer „Capo“

wird wegen seiner bösen Art von der Direktion des zoologischen Gartens zum Tode verurteilt. Als man den getöteten Capo forttrug, sah ihm seine Witwe hoch vom Baume nach, weniger aus Schmerz, als aus Freude und vereinigte sich sogleich in luftiger Höhe mit dem neuen Gatten, der bis-dorthin im Trupp keine beneidenswerte Rolle gespielt hatte. — Ein anders aufgebautes Modell dieser Ödipusszene: Das Stelldichein der Affen und Äffinnen im Graben, in einer Grotte, nachdem sie sich scheinbar ungezwungen nach dem Häuptling umsahen und ihn nicht aufmerksam fanden. (Knottnerus-Meyer) — (Nichtbeachten, Nichtsehen heißt: Du existierst für mich nicht. Ihre ehemaligen Herren wollen z. B. Affen nicht erkennen.)

Modelle zum Kastrationskomplex:

1) Reißen in der Wut, sadistisches Spiel der Affen mit dem Schwanz des Hundes, der Eidechse, langschwänziger Affen. Federausrupfen der Vögel.

2) Boshafes Spiel, mit einem spitzen Stock dem ahnungslosen Opfer an die Beine, in den Leib zu rennen.

3) Angstvolles Fernhalten des Vaters (auch der übrigen Affen) vom Säugling, verständlich als Modell durch die Gleichung Penis = Kind.

4) Am wichtigsten erscheint Hermann das Modell, das im „Lausen“ gegeben ist. Hermanns Erklärung geht ja, wie wir oben schon angeführt haben, dahin, daß die Affen die Trennung von der Mutter rückgängig machen wollen, wobei das Hauptgewicht von Hermann nicht auf das „Trauma der Geburt“, sondern auf das Anklammern des Kindes nach der Geburt am mütterlichen Körper gelegt wird. Ein „Trauma nach der Geburt“ — zum Kastrationskomplex führend — konnte beim Menschen so entstanden sein, daß der von der Mutter des Säuglings wegen ferngehaltene Vater das Kind von der Mutter herunterriß und die Mutter in seinem Egoismus für sich beanspruchte. Das menschliche Kind lebt also, infolge Macht der Eltern, in den ersten Lebensmonaten in nur durch die Saugeperioden etwas gemilderter Triebentsagung, in einem fast ständigen Modell der Kastration. Dem angeborenen Triebe gemäß sollte einige Monate lang der mütterliche Körper nur dem menschlichen Säugling gehören, wie es bei den Affen der Fall ist.

*

Schließlich sei erwähnt, daß Hermann sich dessen ganz bewußt ist, welche methodologischen Fehlerquellen vor allem zu vermeiden sind. Seinen zuletzt referierten Aufsatz beginnt er mit dem Memento:

„Einem psychoanalytisch orientierten vergleichend-tierpsychologischen Aufsatz muß stets eine Warnung vorangestellt werden, eine Warnung gegen

jede leichtfertige Übertragung von der Menschenpsychologie auf die vor uns mehr verborgene Psychologie der Tiere. Die Erfahrungsdaten der Tierpsychologie sollen aus sich selbst, für sich selbst sprechen; aus der Psychoanalyse dürfen nur die Gesichtspunkte, nicht aber die Resultate geschöpft werden.“

Und das deckt sich mit der im Eingang dieses Referates angeführten Freud-Stelle aus der Abhandlung „Das Unbewußte“: „... welche Beziehung ihm beim Tiere zukommt, das soll nicht aus unserer Beschreibung abgeleitet, sondern selbständig erforscht werden.“

In diesem „Selbständig Erforschen“ der Tierseele harren der Psychoanalyse noch schwere und komplizierte Aufgaben.

*

In diesem Zusammenhang muß noch erwähnt werden, daß auch von biologischer Seite bereits versucht worden ist, Forschungsergebnisse der Psychoanalyse für die gesamte Wissenschaft vom tierischen Leben fruchtbar zu machen. So hat z. B. der führende englische Biologe und Insektenforscher W. M. Wheeler anerkannt, daß der Trieblehre Freuds der Charakter einer allgemeinen biologischen Psychologie zukommt und daß sie daher — über die menschliche Triebpsychologie hinausgreifend — der Biologie des Triebens überhaupt zu Grunde gelegt werden müßte. Im Besonderen aber hat sich ein Schweizer Forscher, R. Brun, Verfasser einer Reihe von Untersuchungen über Ameisen, auf diesem Gebiete verdient gemacht. Wir verweisen hier vor allem auf seine Abhandlung „Selektionstheorie und Lustprinzip (Betrachtungen anläßlich der Lektüre von Erich Wasmanns Monographie über die Gastpflege der Ameisen)“ in der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse“ (IX, 1923, S. 183 ff.). Nach der bisherigen Selektionstheorie hat die phylogenetische Entwicklung der Triebe, Instinkthandlungen und der psychoplastischen Arteigentümlichkeiten ausschließlich unter der Herrschaft des Nützlichkeitsprinzips (psychoanalytisch: Realitätsprinzip) gestanden. Die Symphilie, das echte Gastverhältnis, bei den Ameisen unterscheidet sich nach den Ausführungen Bruns von allen übrigen bisher bekannt gewordenen Formen der Symbiose; vom Parasitismus dadurch, daß die Gäste, die symphilen Käfer, den Ameisen immerhin eine Gegengabe in Gestalt eines angenehmen Exsudats darbieten; von einer echten Symbiose im engeren Sinn dadurch, daß nur der eine Teil, die Gäste, aus dem Verhältnis wirklichen biologischen Nutzen ziehen, während der andere Teil, die Ameisen, von ihren Gästen lediglich einen Lustgewinn haben, den sie jedoch mit einer mehr oder weniger schweren Schädigung des

Gemeinwesens teuer genug erkaufen müssen. Durch diese und andere Beobachtungen sieht Brun zum erstenmal den einwandfreien Nachweis erbracht für die Existenz von hochkomplizierten und hochspezifischen Instinkten, die in keiner Weise artdienlich sind, deren Ausübung der Art vielmehr zum schwersten Schaden gereicht und auf die Dauer geradezu ihre Existenz gefährdet, deren Entstehung somit durch die Naturnatalselektion nicht zu erklären ist. Diese artschädlichen Instinkte haben sich entwickelt, weil sie für die Ameisen lustvoll sind. Brun meint also, es müsse in die Reihe der phylogenetisch wirksamen Faktoren neben der natürlichen Zuchtwahl noch ein zweites Prinzip, das Freudsche Lustprinzip, eingeführt werden. Dem Lustprinzip komme die Bedeutung eines selbständigen Faktors neben der Naturnatalselektion zu, denn es greift — oft auch gegen diese — modifizierend in die Entwicklung ein. Die „Libidinalnatalselektion“ (Lustprinzip) kann bei fortgesetzter Wirksamkeit gegenüber der Naturnatalselektion (Realitätsprinzip) zum Aussterben einer Spezies führen.

Auch auf die Möglichkeit, den Vorgang der Staatenbildung aus dem Sexualtrieb abzuleiten, macht Brun — im Zusammenhang der Erörterung der Ameisensozietäten — aufmerksam.

In einer späteren Arbeit — „Experimentelle Beiträge zur Dynamik und Ökonomie des Triebkonflikts — Biologische Parallelen zu Freuds Triblehre“ (in der Festschrift der „Imago“ zum 70. Geburtstag Sigmund Freuds, XII. Jg., 1926, S. 147 ff.) — kommt Brun auf seinen Grundgedanken vom Anspruch der Freudschen metapsychologischen Triblehre auf biologische Allgemeingültigkeit zurück und beschäftigt sich auch mit der Möglichkeit, die psychoanalytischen Gesichtspunkte an tierpsychologischem Material nachzuprüfen. Er verkennt nicht die Schwierigkeit, die in dem Umstande liegt, daß Tiere entweder überhaupt keine Neurosen haben oder daß die betreffenden Manifestationen für uns noch viel zu undurchsichtig sind. Ist aber keine eigentliche Verdrängung beim Tier nachweisbar, so gibt es immerhin Triebkonflikte, ja sogar die Möglichkeit, Triebkonflikte direkt experimentell herbeizuführen. Brun konnte im Laufe seiner langjährigen Untersuchungen an Ameisen wiederholt (z. T. experimentell hervorgerufene) Kollisionen zwischen den Selbsterhaltungs- und den Sozialtrieben, sowie zwischen verschiedenen phylogenetischen Stufen der letzteren unter einander beobachten. Diese Beobachtungen wurden von Bru zu einer Zeit angestellt, als ihm die Psychoanalyse noch so gut wie nun bekannt war, und dieser Umstand verleiht seinem damaligen Material, das er jetzt unter den Gesichtspunkten der Psychoanalyse zur Verwertung neuerlich heranzieht, gewissermaßen einen erhöhten Wert. Es kann nicht unsere

Aufgabe hier sein, Bruns Ausführungen im Einzelnen zu referieren, und wir müssen uns mit dem Verweis auf die Abhandlung selbst begnügen. Aber einige der Folgerungen Bruns seien doch angeführt. Er formuliert u. a. ein „Gesetz des Primats der phylogenetisch jüngeren Triebe“. In Kollisionsfällen sei zunächst nichts von einem Kompromiß zwischen den beiden inkompatiblen Trieben zu bemerken, vielmehr scheint der eine der beiden miteinander in Konflikt geratenen Triebe den andern restlos zu unterdrücken (zu hemmen), und zwar scheint in der Regel der phylo- und ontogenetisch ältere (Primordial-) Trieb gegenüber dem phylogenetisch jüngeren, die Zukunftsinteressen der Art, bezw. der sozialen Gemeinschaft vertretenden Sekundärtrieb zu unterliegen. Das steht im Einklang mit der allgemeinen Erfahrung der Psychoanalyse, nach der beim neurotischen Triebkonflikt es regelmäßig die primordialen sexuellen Triebregungen sind, die gegenüber den Anforderungen der kulturellen Sekundärtriebe zunächst unterliegen und der Verdrängung verfallen.

Brun wirft auch die triebökonomische Frage nach den Schicksalen dauernd gehemmter (rezessiver) Triebregungen beim Tiere auf. Auf Grund der Versuchsprotokolle Sherringtons stellt er als häufig den Fall fest, daß die verdrängende Instanz die vorübergehend verdrängte qualitativ verändert — eine merkwürdige Parallele für das, was die Psychoanalyse bei der Verdrängung menschlicher Triebregungen erkannt hat: Wiederkehr des Verdrängten, nur in modifizierter, z. B. symbolischer Form.

U. a. beschäftigt sich Brun auch mit der allgemeinen Unruhe der Tiere bei Objektverlust (Versuche mit jungen Ameisenköniginnen, denen die eben gelegten Eier weggenommen wurden). In gewissen Fällen hat die äußere Versagung zu einem Rückfall geführt; zu einer Ersatzleistung, einer Regression der Libido auf eine ontogenetisch frühere, bereits aufgegebene Phase der Instinktbetätigung. Häufiger ist aber bei Insekten der Mechanismus, daß an die Stelle des fehlenden Instinktojektes ein irgendwie ähnliches Ersatzobjekt tritt; also: eine Übertragung der Triebenergie auf ein anderes Objekt.

Das Entstehen der Arbeiterkaste bei den sozialen Insekten faßt Brun als das großartigste bis jetzt bekannte Beispiel einer phylogenetischen Triebsublimierung auf.

*

Bevor wir diese Übersicht über die bisherigen Ansätze zu einer psychoanalytischen Tierpsychologie abschließen, wollen wir noch eine kleine Arbeit eines in Afrika lebenden Autors anführen: „Vom Leben der Bienen und

Termiten — Psychoanalytische Bemerkungen“ von L. R. Delves Broughton (Bida, Nigeria), erschienen in der „Imago“ (XIV, 1928, S. 142 ff.). Der Verfasser geht von den bekannten zwei Schriften Maeterlincks über die Bienen und über die Termiten aus, zieht aber auch eigene Beobachtungen heran. Die Organisation der sozialen Tiere ist nach Delves Broughton nur mit Hilfe der Freudschen Thesen zur Massenpsychologie verständlich. Der Bienenstock sei eine seelische Einheit dank libidinösen Bindungen, eine Masse dank der Identifikation, und derselbe Prozeß, durch den die Identifikation Verstärkung erfahren hat, habe einen Energiebeitrag abgegeben, der bei normalen Tieren nicht im Dienste der Selbsterhaltung steht. Im Aufbau einer kugelförmigen Wohnstätte, die eigentlich nichts als eine Art von Ausdehnung der Person der Königin ist, sieht der Verfasser den praktischen Ausdruck der Sehnsucht nach dem Geborgensein im Mutterleib. Er deutet des weiteren auch Erklärungsmöglichkeiten an für den Geiz der Bienen, ihren Sammeltrieb, ihre Sauberkeit, ihre Grausamkeit, für die Entwicklung der Kriegerkaste, für die Blendung der Arbeitertermiten, für die Gefühlsambivalenz gegenüber der Königin.

Soeben erschien das Sonderheft

„Intellektuelle Hemmungen“

der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“
(IV. Jahrgang, Heft 11/12)

Preis dieses Sonderheftes Mark 2.-

Aus dem Inhalt:

- Paul Federn . . Psychoanalytische Auffassung der „intellektuellen Hemmung“
I. Hermann . . Begabtheit und Unbegabtheit
H. Zulliger . . Versager in der Schule
Berta Bornstein . Sexual- und Intellektentwicklung
Edith Buxbaum . Schwierige, insbesondere faule Schüler
H. Stern . . . Episodische „Dummheit“ einer 16-jährigen
und andere Beiträge

Über Perspektive

Von

Felix Schottlaender

Wenn es richtig ist, daß alle bildende Kunst von dem Versuch der Nachbildung des Menschen ausgeht, so verlohnt es sich wohl einmal darüber nachzudenken, wie die Abbildung der „Landschaft“ als Vorwurf für den Maler überhaupt erklärt werden kann.

Die bildende Kunst darf als Versuch aufgefaßt werden, durch verständliche Symbolik wichtige, rein zeitliche, seelische Abläufe und Beziehungen des Menschen anschaulich wiederzugeben. Wir sagen dasselbe, wenn wir vermuten, daß es sich für den Künstler darum handelt, Zeitliches, Unanschauliches in Räumliches, Anschauliches zu übersetzen; Gefühle in Bilder.

Das schmerzvollste und allerallgemeinste Erlebnis des Menschen ist der Verlust des Paradieses durch die Geburt. Eingespannt in die vom biologisch-moralischen Gewissen geforderte „Leistungswelt“ (Realitätsprinzip) entfernt sich jeder Mensch im aufsteigenden Teil seiner Lebensbahn immer weiter von diesem Paradiese, um im höheren Alter, dem Tode zugekehrt, allmählich wieder in die volle Unbewußtheit seiner Frühzeit zurückzusinken. Aber diese Entwicklung vollzieht sich nicht ohne ernstliche Einbrüche und Krisen: in jedem Leben, auch dem tätigsten und bewußtesten, lebt die Erinnerung an den seligen Urzustand als Unterströmung weiter, immer bereit, zum Bewußtsein vordringend das „Bergauf“ des Leistungszwanges zu stören.

Der Künstler kann nun als invertierter Menschentyp aufgefaßt werden, der die Aufgabe erfüllt, zu den Urquellen der Kindheit zurückzukehren und an das schlechthin Unerreichbare, an das verlorene Paradies, in seiner Symbolsprache zu erinnern. So ist — wenn wir hier ein Sonderproblem aus der gesamten Kunstgestaltung herausgreifen, die Darstellung der bildenden Kunst im Grunde nichts anderes als ein Weg zur anschaulichen Wiedergewinnung einer unrettbar verlorenen Position. Wenn sich der Primitive rohe Bildnisse seiner Götter formt, so sucht er damit das Gesetz der Vergänglichkeit alles Lebenden zu überwinden, den Vater, die Mutter, die er hat sterben sehen in einem geweihten Symbol zu erhalten. Daran ändert sich nicht viel wenn der Mensch durch Übung und höhere Begabung zu verfeinerten Formen bildender Gestalten aufsteigt. Die Plastiken des Straßburger

Münsters, die malerische Darstellung der Jungfrau Maria durch einen Präraffaeliten, es sind alles symbolische Abbilder der allen Menschen gemeinsamen Urerinnerungen an Eltern und Geschwister, an geliebte Personen, die, durch Leistung aus zeitlich vergänglicher in räumlich dauernde Form übersetzt, weiterleben und die ins Allgemeine erhöhte Beziehung des Künstlers zu seinen Geliebten spiegeln.

Wie kommt es nun, daß Landschaft als Selbstwert künstlerisch erfaßt werden kann? Oder, was dasselbe ist, daß Natur als ästhetisches Erlebnis möglich wird?

Da ist nun zunächst anzumerken, daß erst auf einer sehr vorgeschrittenen und differenzierten Stufe der Kulturentwicklung die Landschaft als Selbstwert künstlerischer Abbildung erscheint. Ist die Skulptur als solche noch gänzlich von der unmittelbaren Quelle bildkünstlerischer Arbeit gespeist, so wird in der Malerei die Landschaft erstmalig als Hintergrund für bevorzugte Figuren wesentlich, tritt erst spät selbständig und unter Verzicht auf die Vordergrundfigur beherrschend auf. Da wir uns aber auch die malerische Darstellung der reinen Landschaft nicht unabhängig von den eigentlichen tiefsten Motiven jeder künstlerischen Arbeit vorstellen können, so müssen wir uns fragen, welches denn der geheime Lustwert ist, den der Landschaftsmaler in seinem Werk symbolisch darzustellen sucht, den der Betrachter im Anschauen mitgenießend erlebt.

Das Wort „Paradies“ selbst, das wir zuvor als symbolischen Ausdruck für den seligen Urzustand des Menschen, das unaufhörliche biologische Verbundensein mit der Mutter verwandten, weist uns schon den Weg zur Erkenntnis. Wir können nämlich, mit der eigentümlichen Doppelsichtigkeit und Zwiespältigkeit, die allem menschlichen Erlebnis infolge der bipolaren Anordnung der biologischen Struktur des Menschen eignet, die Naturumwelt nicht nur als zweckerfüllte Leistungswelt erleben, sondern, in bevorzugten Augenblicken, auch symbolisch als Lust- und Traumsphäre schauen. Ein banales Beispiel mag andeuten, was hier gemeint ist. Wenn neben einen am Waldrand arbeitenden Holzfäller ein Spaziergänger tritt, so erleben beide Wald und Wiese, jedoch auf eine grundsätzlich verschiedene Art. Der Holzfäller erlebt aktiv den Wald als eine Anzahl von Stämmen, die er teils fällen, teils stehen lassen muß, den Weg durch die Wiese als natürliche Abfuhrmöglichkeit für die geschlagenen Bäume. Der Spaziergänger dagegen erlebt sich passiv als ein unscheinbares Teilchen im Weben der umgebenden Natur, das Angeschaute bildmäßig als ein Symbol für

das verlorene Paradies. Erweitern wir unser Beispiel dahin, daß zu den Beiden als Dritter ein Maler sich hinzugesellt, so wird er sich zwar in seiner Betrachtungsart in gewissem Sinne dem Spaziergänger sehr stark annähern. Auch er wird die ihn umgebende Landschaft, Waldrand und Wiese, bildmäßig und passiv erleben, nun aber versuchen, in der ihm eigentümlichen Aktivität das Geschaute in einem bevorzugten Ausschnitt künstlerisch wiederzugeben. Wir verstehen: sein Hauptbestreben ist, den flüchtigen Augenblick, der den Spaziergänger gefühlsmäßig erfüllte, durch ein Werk zur Dauer zu bringen, das möglichst viel von der Symbolik des einmaligen Erlebnisses festhält.

Damit ist jedoch immer noch nicht erklärt, wieso denn überhaupt, für den Spaziergänger wie für den nachbildenden Künstler, das Landschaftserlebnis die nötige Symbolkraft erhält, um als ästhetischer Eigenwert zu bestehen.

Wir meinen nun, daß der Künstler, indem er in möglichster Treue abbildet, was er sieht, gleichzeitig noch eine viel geheimere und wichtigere Aufgabe erfüllt: das Gesehene so darzustellen, daß es in seiner Unerreichbarkeit und Unwirklichkeit auf dem Bilde wieder erscheint. Nicht die Kopie der Natur ist die eigentliche Mission des Landschaftsmalers (wie jeder sich an Hand einer so unvergleichlich viel getreueren photographischen Aufnahme überzeugen kann), sondern die bildmäßige Wiedergabe eines einmaligen Erlebniszustandes, dessen Flüchtigkeit in seinem Werk symbolischen Ausdruck finden soll. Nicht die Relation: „So ist es!“ soll im Betrachter wieder anklingen, sondern die Relation: „So war es!“ muß, wenn anders die Malerei einen Sinn haben soll, aus dem Werk hervorleuchten.

Eines der wesentlichsten Mittel, diesen höchst eigentümlichen Eindruck der Vergänglichkeit, des Gewesenen, des unerreichbar Verlorenen durch ein Bildwerk zu erreichen, ist die Perspektive.

Lange bevor Rousseau seine schwelgerischen Landschaftsschilderungen niederschrieb und damit der Dichtung ein Feld eröffnete, das sie bis heute behauptet hat, flüsterte jener Maler der italienischen Renaissance, von einem Traume erwachend, seinem neben ihm liegenden Weibe das seltsame Wort zu: „Welch süßes Ding ist doch die Perspektive!“ Er hatte den Lustwert der Perspektive entdeckt, und dieser Lustwert ist ihr Jahrhunderte hindurch verblieben. Warum verwandte Brunelleschi wohl gerade das Wort „süß“ in diesem sonderbaren Zusammenhang? Läßt sich überhaupt eine Beziehung zwischen diesem Wort

und einer besonderen Raumanordnung in der malerischen Kunst herstellen? Daß wir mit unserem bewußten Zweifel an dieser Möglichkeit ein geheimes Verständnis dafür verbinden, deutet schon an, daß es sich um eine aus dem Unbewußten stammende Verwandtschaft handeln muß. „Süß“ ist das erste Erlebnis des Säuglings, der an die Mutterbrust gelegt wird, „süß“ alles, was an diesen Augenblick erinnert, mag es später auch durch einen anderen Sinn zum Bewußtsein gelangen. So dürfen wir wohl vermuten, daß auch die Perspektive irgend etwas in sich birgt, was an das „verlorene Paradies“ gemahnt.

Wenn wir uns fragen, was mit der Perspektive erstmalig an Neuem in den Bildraum der Malerei eintritt, so entdecken wir, daß es das Erlebnis der Ferne ist, das uns durch dieses technische Mittel plötzlich bewußt wird. Ferne aber ist nichts anderes, als das schlechthin Unerreichbare, das, wovon uns ein unüberbrückbarer Raum trennt. Die zeitliche Ferne des Gewesenen, die individuelle Vergangenheit, den glücklichen Urzustand vermag die Malerei durch ein neues Symbol jetzt erstmalig räumlich darzustellen, indem sie das zeitlich Ferne in räumlich Fernes wandelt. Es soll hier keineswegs behauptet werden, daß etwa die Perspektive das einzige Mittel wäre, die Natur als Traumerlebnis anschaulich zu schildern. Sonst wäre z. B. die gesamte hochentwickelte Malerei des Fernen Ostens unerklärbar, die ohne Perspektive in unserm Sinne arbeitet. Aber sie ist ein besonders bevorzugtes Mittel für denjenigen Künstler und Betrachter, der den Spannungszustand des Lebens, die Tragik des Einmaligen, die Unwiederbringlichkeit des Paradieses, besonders schmerzvoll erlebt. Die Perspektive löst den Vordergrund mehr und mehr auf. Sie setzt gerade das Nächste, das Sichtbarste im Bildraum in seiner Bedeutung herab, macht es zu einem Mittel, die Ferne nur um so deutlicher zu betonen. An den Bäumen eines sich öffnenden Waldes entlang gleitet der Blick hinein in die Unendlichkeit, über einen Kranz blauer Berge hinweg in einen helleren Horizont. Alle künstlerischen Mittel, Zeichnung und Farbe, dienen nur dazu, den Fliehpunkt zu betonen, so, als ob dieser eine Punkt das Einzige wäre, um dessentwillen das Bild gemalt wurde.

So vermögen wir im perspektivischen Bilde das Nahe als das Störende zu vergessen, das Ferne als das eigentlich Wichtige und Bedeutsame zu erkennen, genau wie der Mann, der sich, aufschauend vom Lebenszwang und harter Arbeit, plötzlich auf seine Kindheit besinnt, „um noch einmal die grünen Pfade der Erinnerung zu wandeln“.

Zur Psychoanalyse des Fluchens

Von

Gustav Hans Graber

I

Soweit ich die psychoanalytische Literatur zu überblicken vermag, ist das Fluchen noch nicht Gegenstand spezieller Untersuchung gewesen. Es ist ja auch nur ein scheinbar geringer, sicher aber häufig vorkommender und stark verpönter — und vielleicht gerade aus letzterem Grunde wissenschaftlich wenig beachteter — Ausdruck des besser bekannten Aggressionstriebes. Aber ich glaube die Erscheinung doch einer besonderen Beachtung wert. Dies umsomehr, als der Aggressionstrieb neuerdings von Freud („Das Unbehagen in der Kultur“) als Primärtrieb wieder mit Nachdruck in den Vordergrund des Interesses gerückt wurde.

Der Fragenkomplex, der bei einer Behandlung unseres Themas auftaucht, ist ein ordentlich verwickelter und ruft deshalb nach einem Plan der Gliederung.

Wir haben wohl vorerst zu unterscheiden zwischen dem eigentlichen Fluchen, dem Verfluchen und der Beschimpfung.

Alle drei Ausdrucksweisen zeigen als gemeinsame Merkmale, daß sie mehrminder spontane Affektentladungen von verhaltenem Groll, Ärger, Neid, Haß, verhaltener Eifersucht, Wut usw., kurz, verhaltener Aggression gegen sich oder den Nächsten sind, daß diese Entladungen durch das Wort geschehen, und daß dieses Wort aus den extremen Gebieten des Allerheiligsten, Erhabensten und Allerunheiligsten, Verpöntesten entnommen ist.

Obgleich Fluchen, Verfluchen und Beschimpfen aus denselben Triebquellen gespeist werden, möchte ich mein Augenmerk der Vereinfachung halber doch mehr dem ersteren zuwenden und die beiden letzteren nur abgrenzend streifen.

Sicher stehen alle drei sprachlichen Ausdrucksweisen zutiefst verankert auch mit der Magie des Primitiven, mit dem Glauben an die zauberhafte Wirkung des Wortes, im Zusammenhang. Dieser Zusammenhang zeichnet aber von allen dreien das Verfluchen ganz

besonders aus und bildet wohl auch das Hauptmerkmal seiner Unterscheidung. Man würde also dementsprechend bei einer Untersuchung des Verfluchens das Schwergewicht mehr auf die Beziehung des Wortes zu seiner Wirkung legen, als etwa auf das formal Inhaltliche des Gesprochenen und würde dabei entdecken, daß das Verfluchen, oder der Fluch, wie es in religiöser Ausdrucksweise meist heißt, eine gegensätzliche Wirkung erzeugen soll als das Segnen. Man möchte sagen, daß in der menschlichen Ambivalenz der Gefühlsbeziehungen zu anderen Menschen das Segnen höchster lautlicher Ausdruck des Lebens- und Liebestriebes wäre, während das Verfluchen derjenige des Todes- und Destruktionstriebes. Dabei erinnern wir uns, daß im Tierreich ja etwas ganz ähnliches sich uns in den Rufen und Lauten der geschlechtlichen Lockung einerseits und in den Schrecklauten der magischen Bannung anderseits präsentiert.

Der verbale Ausdruck der menschlichen Begehrungen gegenüber den Mitmenschen ist also gleichsam mit den äußersten Polen des Segnens und Verfluchens — d. h. dem Wunsch nach Erhaltung und Vernichtung — begrenzt. Alle anderen Ausdrucksweisen, die eine Gefühlsbeziehung wiedergeben, liegen dazwischen, zwischen dem Wort höchster Liebe und höchsten Hasses. Deshalb auch ruft Nietzsche, den ja nur die äußersten Extreme zu locken vermochten, den „Leisetretern und Halb- und Halben“ zu: „Lieber noch will ich Lärm und Donner und Wetter-Flüche, als diese bedächtige zweifelnde Katzen-Ruhe . . . Und wer nicht segnen kann, der soll fluchen lernen.“

Wie sehr auch der heutige Kulturmensch noch an der magischen Macht des Wortes hängt, dies zu zeigen, ließen sich Beispiele genug aus allen Gesellschaftsschichten und geistigen Gemeinschaftskreisen erbringen. Denken wir z. B. an die vielen abergläubischen Zauberformeln des Bauern, an die Angst vor dem Verfluchen, dem Versündigen im Wort, bei so vielen Religiösen, an den primitiven Glauben des Bewirkens einer Realität durch das Wort — der zeugenden Macht des „*status vocis*“ — bei Neurotikern und Psychotikern, an gewisse literarisch-hochkultivierte Zirkel, für die die Sprache, vornehmlich als wahre Dichtung, als „*poésie pure*“, nicht ein Mittel ist, Erlebtes oder Erkanntes auszudrücken, sondern das Erlebnis selbst, Magie, Wirkung, „Form der göttlichen Kraft“, Schöpfung im eigentlichen

Sinne, „denn der Dichter sagt durchs Wort die Dinge selbst, der Denker hat über die Dinge zu reden“ (Gundolf).

Mit diesem Problem ringt auch Goethe in seinem Faust:

Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort!“
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: Im Anfang war die Kraft!
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! auf einmal seh' ich Rat
Und schreib' getrost: Im Anfang war die Tat!

Worüber Faust sich aber nicht Klarheit zu verschaffen weiß, das ist die Tatsache, daß im Anfang, bei den Urvölkern nämlich, das Wort eben noch Sinn und Kraft und Tat war, und daß es erst als Folge der Verdrängung in späterer Kulturperiode an Stelle der Tat trat.

Deutlich zeigt sich letzteres bei der Beschimpfung, die, in ihrer weitgehenden Entwirklichung von der magischen Kraft, dem Fluchen verwandter ist und sich von diesem eigentlich nur darin unterscheidet, daß sie lediglich sadistische Aggressionsäußerung ist.

In dieses Kapitel gehören sicherlich auch die scheußlichen Drohungen, die — sogar in der Erziehung — in unverhaltener Sucht alle Greuel der primitiven und mittelalterlichen Folterqualen heraufbeschwören, wobei meist weder der geifernde Bedroher noch der Bedrohte glauben, daß irgend eine Drohung verwirklicht wird. Daß jedoch das Wort auch in dieser Hinsicht seine Urkraft nicht ganz eingebüßt hat, das wird schon daraus ersichtlich, daß die Kulturwelt Beschimpfungen, die als Ehrverletzungen anzusprechen sind und besonders krasse Bedrohungen auf Leben und Gut des Mitmenschen, bestraft.

Damit haben wir in groben Zügen Verfluchen und Beschimpfen gezeichnet und können uns nun unserem eigentlich gestellten Problem des Fluchens zuwenden.

II

Wann und warum flucht der Mensch? Wir wollen vorläufig vom vermehrten Fluchen in toxischen Rauschzuständen absehen. Der normale Mensch kann sich zu einem Fluchen hinreißen lassen durch gelegentliche exogene, unlustvolle Emotionen, während z. B. bestimmte Neurotiker oder Psychotiker, die dauernd in quälender Spannung und Erregung stecken, endogen notorische Flucher sind, ständig krampfhaft diese Art der Entladung suchen.

In der Affektentladung ist die Antwort auf das „Warum“ angedeutet. Das Fluchen ist als Spannungs-Abfuhr ein damit verbundener Lustgewinn,¹ gleichzeitig Ausdruck einer entweder mehr masochistischen oder mehr sadistischen Aggression und als solche zumeist auch Reaktion auf ein Ohnmachtsgefühl, indem nämlich die eigentliche aggressive Aktion wegen Unerreichbarkeit oder Übermacht des Gegners nicht gewagt, unterdrückt und durch das Wort, das den Wunschcharakter der magischen Verwirklichung trägt, ersetzt wird. Das Ohnmachtsgefühl der Handlungsgebundenheit wird dadurch kompensiert, daß dem Wort — auf der magischeren Stufe des Verfluchens noch bewußter, beim Fluchen unbewußter — die Allmacht des Gedankens, meist in Relation und Personifikation eines übermächtigen Wesens (Gott, Teufel u. a.), unterschoben wird. Damit ist auf das „warum“ freilich nur in groben Strichen eine Antwort gezeichnet. Details sollen die Skizzierung vervollständigen bei anderen Fragestellungen.

Auch bei der Frage, gegen wen sich das Fluchen richtet, wollen wir uns nicht aufhalten. Meist ist es eine Antwort auf eine narzißtische Kränkung, eine Macht- oder Liebesbeschränkung seitens der Außenwelt (hinter der nicht unbedingt eine Person stehen muß), oder seitens des Über-Ichs, wobei sich dann das Fluchen gegen das eigene Ich richtet. Beim notorischen Flucher fällt überhaupt oft die äußere Veranlassung weg. Er flucht freilich auch dem andern, meint aber im Tiefsten doch sich selber und gibt im Fluchen ebenso sehr dem Widerwillen darüber Ausdruck, daß er überhaupt gekränkt und eingeschränkt

1) Ein moderner Autor, Eugen Mell, stellt in einem Gedicht diese Wirkung nach dem Fluchen derjenigen nach dem Beten gleich: „Und mir ist's wie nach Fluch oder Gebet.“ (Stuttg. Tagbl. 209, 1930.)

ist, als der akzidentellen, tatsächlichen, äußeren Kränkung und Beschränkung.

Bevor wir an die interessante Frage, „Was flucht der Mensch?“ herantreten, versuchen wir noch, eine Antwort darauf zu finden, wer besonders flucht. Nicht jedermann reagiert auf Kränkung mit Fluchen. Der Volksmund sagt: Der Mann flucht wie ein Stallknecht, wie ein Fuhrmann, wie ein Söldner, wie ein Trunkenbold u. a. m., die Frau wie ein Marktweib, wie eine Dirne u. a. m. Ganz allgemein möchte man sagen, wird von den Klassen vorwiegend geflucht, deren Beruf oder sonstige Stellung im Leben eine Lockerung der Kulturschranke begünstigen, wie z. B. die stete Beschäftigung mit Tieren (Bauern, Fuhrleute, Stallknechte, Bereiter, Dresseure), dann Berufe mit stark sadistischen Befriedigungsmöglichkeiten, wie Metzger, Soldaten, Aufseher, Henker u. a.

Sagen von fluchenden Fuhrleuten u. a., die ihre Tiere quälen, und die dann der Teufel holt, sind sehr häufig (Grimm, Mannhardt, Kühnau usw.) und zeigen, wie sehr der Mensch dort, wo ihn die Angst vor der Vergeltung nicht hemmt, geneigt ist, seinem Aggressionstrieb zu frönen. Bekannt ist ferner, wie sehr auch im Soldatenleben das Fluchen — wahrscheinlich gefördert durch die homosexuelle Bindung und durch das Fehlen der Frau, die ja, sofern sie nicht zum Typus des Mannweibes gehört, das Fluchen meidet und verpönt — an der Tagesordnung ist.

Wie predigt der Kapuziner in Schillers Wallenstein?

Es ist ein Gebot: du sollst den Namen
Deines Herrgottes nicht eitel auskramen,
Und wo hört man mehr blasphemieren
Als hier in den Friedländischen Kriegsquartieren?
Wenn man für jeden Donner und Blitz,
Den ihr losbrennt mit eurer Zungenspitze,
Die Glocken müßt' läuten im Land umher,
Es wär' bald zu finden kein Meßmer mehr.
Und wenn euch für jedes böse Gebet,
Das aus eurem ungewaschenen Munde geht,
Ein Härlein ausging aus eurem Schopf,
Über Nacht wär' er geschoren glatt,
Und wär' er so dick wie Absalons Zopf.

Während weltliche Gesetze nur in vereinzeltten Gemeinden etwa Verbote gegen das Fluchen erließen, traten die Kirchen stets streng dagegen auf, weil sie darin einerseits eine Blasphemie erkannten und andererseits noch sehr stark am alten Glauben der magischen Kraft des Wortes hängen blieben und die unmittelbare Wirkung erwartend, abstruse Möglichkeiten der Schädigung des „Angefluchten“ (Verfluchten) prophezeiten. Die weltlichen Rechtsgelehrten dagegen glaubten und glauben weniger an die schädigende Wirksamkeit des Fluchens.

Weit mehr denn äußere Ursachen — wie Zugehörigkeit zu gewissen Volks- und Berufsklassen, deren Gehaben wie zum Herabsetzen der Kulturschranke und damit, neben anderen asozialen und dissozialen Lebensgewohnheiten, zum Fluchen wie prädestiniert sind — bilden psychische Bedingtheiten Bereitschaft und Veranlassung zum Fluchen. Unter ihnen steht der orale Sadismus, der die primitivste Form sadistischer Betätigung darstellt, im Vordergrund, indem nämlich die Sprache, ganz besonders aber das Fluchen, in enger Beziehung zum Kannibalismus steht.

Oft hört man wohl deshalb im Volksmund über einen keifenden, schimpfenden und fluchenden (den Kiefer bewegenden) Menschen urteilen, er hätte sich gebärdet, als ob er jemanden hätte fressen wollen. Das Fressen als primitivste Vernichtungsart spielt übrigens, wie wir sehen werden, auch unter den Fluchformeln eine erhebliche Rolle.

Zu Fluchern aus innerem Drang werden oft auch Menschen, deren bewußte und unbewußte Schuldgefühle sie zu einem Strafbedürfnis treiben, das sie im Wort wenigstens fiktiv befriedigen, indem sie fluchend alles erdenkliche Ungemach und Unheil — sogar in grausamsten Formen — auf sich herabbeschwören. Nach unzähligen Sagen trifft ja den Flucher überhaupt Strafe, auch wenn sie nicht direkt im Fluchspruch geäußert und gewünscht wird. Zurückzuführen ist diese Einstellung vornehmlich auf die Kirchen, die meistens Strafen für das Fluchen prophezeiten. Trotzdem, oder gerade deshalb flucht der schuldbeladen Strafbedürftige, d. h. er „verschafft sich Luft“ im Fluchen und vergrößert damit seine Schuld, um endlich die „reinigende“ Strafe zu erfahren. Diese Art von Fluchen befriedigt besonders seinen Masochismus.

Wenn wir ausgesprochene Vorliebe zum Fluchen bei Homosexuellen,

bei Sadisten und Masochisten fanden, so können wir übrigens leicht die Liste der durch krankhafte oder perverse Triebanlagen bedingten Flucher vergrößern, wir brauchen nur daran zu erinnern, daß gewisse Flucher ständig die mit dem Analen oder Urethralen in Beziehung stehenden Attribute zum wesentlichen Inhalt ihrer Flüche machen, so daß sich diese ihre Logorrhöe wie eine förmliche Koprolalie anhört.

Gleich einer Wiederkehr aller verdrängten Triebregungen treten beim Fluchen die verpönten Dinge wieder ans Tageslicht — oft in bunter Mischung, die uns an die tatsächlich im Triebleben herrschende Mischung entgegengesetzter Strebungen gemahnt.

Was wir aber in diesem Zusammenhang hervorheben müssen, das ist die Tatsache, daß im Fluchen der Ödipuskomplex einen besonders auffallenden Ausdruck findet, indem Gott und Teufel, das erhöhte und erniedrigte Idol des Vaters, geradezu das in den Flüchen kaum entbehrliche Subjekt ist, das mit seinen verderbenbringenden Machtmitteln wie Donner, Blitz und Feuer aufmarschieren und vernichten oder selber dem Verderben herhalten muß.

Sicher ist anzunehmen, daß der Flucher, der stets den Namen Gottes oder des Teufels im Munde führt, ebensowenig mit seinem Ödipuskomplex ins Reine gekommen ist wie der in stetem Beten sich Gott Unterwerfende. Beide sind Schuldbeladene. Der eine sucht sich der Schuld in aktiver, der andere in passiver Haltung zu entledigen („Und mir ist's wie nach Fluch oder Gebet“). Auf diesem gemeinsamen seelischen Boden gewachsen, steht wohl auch die Tatsache, daß Flüche, wie das Gebet, eine kathartische Kraft bergen und deshalb auch Wohlergehen und Gedeihen fördern können. So werden z. B. böse Geister, Kobolde, Döggele, Schrätele, Irrlichter u. a. m. (z. B. aus Herden) ausgetrieben, gedeihen gewisse Tiere und Pflanzen (Kümmel, Raute, Basilienkraut) nur unter Flüchen. Streng religiöse Denkart verwirft freilich auch diese Art des Fluchens.

Während aber meist der Sinn der Gott = Vaterbeziehung im Fluchen der der Straferwartung oder des Strafverhängens ist, — also wie eine Folgeerscheinung auf Vaternord und Inzestliebe aussieht, — gibt es auch Flüche, die des Vaters (oder der Mutter) Tod heraufbeschwören und in übertragenem Sinne auch den der eigenen — selbst der noch

zu erwartenden — Kinder.¹ Aber ebenfalls der Inzest selbst soll, wie man mir berichtet, z. B. bei den Russen, in kräftigsten Flüchen bei niedersten Volksschichten ausgesprochen werden.

Doch damit sind wir bei der Typisierung der Flucher bereits auf eine Fährte geführt worden, auf der wir erkennen, daß die häufig wiederkehrende Fluchformel, also das, was der Mensch flucht — in engstem Zusammenhange mit seiner ganzen Triebanlage steht.

Wir wollen abschließend nur noch erwähnen, daß Menschen in toxischen Rauschzuständen — vor allem in den durch Alkohol verursachten — der Regression entsprechend, die diese Zustände auslösen, sich auch im Fluchen auf eine schrankenfreiere Stufe stellen.

III

Auf die uns noch interessierende Frage, was der Mensch flucht, also auf die Frage nach dem Inhalt der Flüche, haben wir in den oben angedeuteten Beziehungen der Fluchformeln zu den sie aussprechenden verschiedenen triebbedingten Charakteren bereits Antworten gefunden.

Es müßte einer eingehenden Untersuchung vorbehalten bleiben, mit dem reichen Material an Fluchformeln aufzuwarten, um an Hand dessen die erwähnten Beziehungen zum Triebleben nachzuweisen. Ich setzte die Kenntnis der gebräuchlichsten Fluchwendungen als allgemein bekannt voraus, gebe freilich zu, daß ihr Sinn meist nicht erfaßt wird, weil er zum einen Teil aus magischer Scheu entstellt wurde (z. B. Potz statt Gott(e)'s, Sapperment statt Sakrament, Jemine statt Jesus Domine, Dunnersaxen statt der Verbindung der Götter Donar und Saxnot), zum größeren Teil aber einfach in der wörtlichen Formulierung überhört wird.

Um dem Vorwurf, von einer wenig berechtigten Voraussetzung ausgegangen zu sein, entgegenzusteuern, will ich deshalb zum Schlusse noch einzelne mir besonders erwähnenswerte Bekräftigungsflüche zitieren, um an ihnen veranschaulichend das Ausgeführte zusammenzufassen.

Dabei möchte ich, erwägend, daß das Fluchen vornehmlich Aggressionscharakter hat, es vermeiden, auf die Flüche einzugehen, die in

1) Siehe „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ (Bd. II, Lief. 10). Verlag de Gruyter, Berlin.

ihrem Inhalt die Beziehungen zu ändern, in diesem Zusammenhang untergeordneteren, Trieben aufweisen. Ich greife also, von der hier zentralsten Triebbedingtheit ausgehend, nur Flüche heraus, die deutlich die Aggressionsneigung bekunden.

Im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ finden sich u. a. folgende Bekräftigungsflüche angeführt: „Gott straf mich! — Hol dich der Teufel! — Der Teufel soll dich vierspännig holen! — Daß dich nur das beste Paar Hexen reiten tät von Gomaringen! — Der Teufel soll dich lotweis holen! — Daß dich das Mäuslein beiße! (Hierzu wird bemerkt: „wohl unbewußte Entstellung, indem Mäusl für Misel d. i. Aussatz, eingetreten ist.“) — Der Teufel fuhr ihm in den Mund! — An den Regenbogen möge ich gehängt werden! (Er möge mir als Krawatte dienen.) — Die Wölfe mögen dich fressen oder nagen, oder die wilden Krähen, oder die Raben. Daß mich die Maden essen! — Er werde zu einem Stein! — Die Erde möge sich öffnen und mich verschlingen! — Daß des Himmels Feuer mich vernichte!“¹

Aus der Schweiz sind mir auch folgende Bekräftigungsflüche bekannt: Der Schlag soll mich treffen! — Da lasse ich mir den Kopf abschlagen! — Da will ich mir die Augen ausstechen lassen! — Da lasse ich mir den „Seckel“ (Penis) ausreißen (abschneiden)!

In zwei Aufsätzen hat u. a. P. Fr. Dunkel² den grellen Gegensatz feinsten Höflichkeit und Sitten der Araber Palästinas in ihren Gruß- und Segensformeln zu der ihnen gebräuchlichen „kaum übertreffbaren Flut von Schimpfworten, Flüchen und Verwünschungen“ betont. Dunkel behauptet von diesen Arabern, es gäbe unter ihren krassesten Flüchen welche, „die man unmöglich wiedergeben“ könnte. Es wird sich um solche handeln, die, wie dies übrigens wohl bei den untersten Schichten aller Völker vorkommt (und wie erwähnt) mit Kastration, Inzest, Analerotik und grausamsten Aggressionen zusammenhängen.

Ich greife einige der Araberflüche heraus. Vorausschicken möchte ich noch, daß entgegen der in europäischen Staaten im allgemeinen gebräuchlichen Zurückhaltung des weiblichen Geschlechts, die Araberin nach Dunkel beim Fluchen in keinerlei Weise den Männern nach-

1) Die meisten dieser Flüche werden bei Grimm und bei Sébillot angeführt.

2) Das Heilige Land. 74. Jg. Heft 2, Köln.

stehe, wenn sie sich die „harmlosesten Ausdrücke“ gegenseitig an den Kopf werfen, wie: „Verflucht sei dein Vater und der Vater deines Vaters! (abu abûki.) — Du Schamlose, du Gemeine, du Gottverfluchte, du Lahme, du Einäugige!“

„Gott vernichte deine Augen! — So Gott will, stirbst du bald! So Gott will, begraben wir dich bald und halten an deinem Grabe Totenmahl!“

Im Grunde handelt es sich hierbei ebensosehr bloß um Beschimpfungen, aber es ist wohl kaum möglich, diese vom Fluchen scharf abzugrenzen.

Allgemein gebräuchlich im arabischen Volk — wie auch in andern Völkern — sind die Beschimpfungen mit Tiernamen. (Hund, Hundesohn, Ochse, Esel, Bock), aber auch Verwünschungen und Flüche, wie: „Gott verfluche deinen Vater! — Gott verbrenne dein Haus! — Auf der Stelle sollst du krepieren! — Verflucht sei deine Religion! Gott verbrenne deine Toten (nach Dunkel zu ergänzen: „in der Hölle.“)! — Gott möge deinen Lebensfaden abschneiden! — Möchtest du gleich sterben! — der Todesengel Ozrain soll dich holen! — Gott schneide dir ab deinen Erwerb! — Er mache deine Kinder zu Waisen! — Gott nehme dir alle Kinder (die Frau)! — Es werde dein Essen zum Gift und Blut von oben und unten! — Gott vernichte deine Augen! — O wäre doch dein Hals zur Schlachtung ausgestreckt! — Bei Gott, ich werde dich schlachten!“

Die Wucht der Aggressionen kommt in all diesen Flüchen wie aus tiefsten Abgründen der menschlichen Seele, in der sie festgekettet lag, unverhüllt zum Vorschein. Schonungslos wird Tod und Verderben nach den primitivsten Vorbildern menschlicher oder unmenschlicher Befriedigung des Vernichtungsdranges im Worte ausgesät. Wie bei den Urvölkern spielen auch hier, soweit der Aggressionswunsch eine bestimmte Form der Vernichtung ausdrückt, Kannibalismus und Kastration in nackter und verkleideter Form [Der Teufel soll in den Mund fahren, von Tieren usw. gefressen werden (passiv), Penis ausreißen, Augen ausstechen, Kopf abschlagen] die vorherrschende Rolle. Dazu kommen die Verwünschung des Versinkens in der (Mutter =) Erde, des Holens durch den Teufel (zur Verbrennung in der Hölle = Hel), des Verbrennens durch Feuer usw., Vernichtungs-

arten, deren Symbolcharakter die Psychoanalyse mit dem Mutterleib-regressionswunsch in Zusammenhang brachte.

Überall dort, wo die Aggression im Wortlaut des Fluchens gegen ein Objekt gerichtet ist, ließe sich für letzteres auch das eigene Ich setzen, und umgekehrt, wo das Subjekt steht, kann es durch das Objekt ersetzt werden. Dies geschieht auch tatsächlich bei den meisten Fällen (Hol mich (= dich) der Teufel!) und gibt uns vielleicht einen Hinweis auf die Genese des Aggressionstriebes, der sich erst mit der auftretenden Scheidung von Subjekt und Objekt in eine mehr gegen die Umwelt (Sadismus) und eine mehr gegen das Ich (Masochismus) gerichtete Komponente spaltete. Endziel der Aggression mag die Herstellung einer Einheit von Subjekt und Objekt — entsprechend der anfänglichen Einheit von Mutter und Kind — sein, ein Ziel, das — zum Unterschied von den auf Vereinigung hinarbeitenden Trieben — nur durch Aufhebung und Vernichtung der einen oder der andern Seite zu erreichen versucht wird.

Das Fluchen erweist sich also — weil vornehmlich Aggressions-äußerung — auch als ein Ausdruck des von Freud postulierten Destruktionstriebes. Freilich die Destruktion ist stark eingeschränkt, umgebogen und durchsetzt mit libidinösen Strebungen ausgesprochen regressiver Art, die deutlich im Dienste des Lustprinzips stehen.

Anmerkung des Herausgebers

Grabers Aufsatz weist in dankenswerter Weise darauf hin, daß die psychoanalytische Erforschung der Phänomene des Fluches und des Fluchens noch aussteht. Doch auch Grabers Aufsatz beschränkt sich (absichtlich) nur auf einen Teil der psychoanalytischen Möglichkeiten. Die Fragestellungen sind gewiß noch reichlich zu vermehren. Vor allem dürfte der religionsgeschichtliche Zugang eine gute Ausbeute bieten. So z. B. wäre unbedingt der Zusammenhang zwischen Fluchen und Segnen noch zu untersuchen, nicht minder der Zusammenhang zwischen dem Fluchen und dem Beschwören, dem Anrufen der Gottheit und dem „Zaubern“ überhaupt. Von den bereits vorliegenden Untersuchungen über das zwanghafte Gotteslästern (besonders bei Pfister und Reik, aber berührungsweise auch bei anderen Autoren) dürften ebenfalls Fäden zum Problem des Fluchens führen. Die Beziehung zwischen Verfluchen und Hinrichten (Menschenopfer) dürfte ebensowenig vernachlässigt werden. Es besteht ferner

zweifelloos auch ein Zusammenhang mit dem Tabu-Problem (Tabu ist „geheiligt“, „geweiht“, „gebannt“ und auch „ausgestoßen“). Die Institution des „Bannes“ wäre auch zu untersuchen, u. zw. nicht nur kirchengeschichtlich (z. B. Ausstoßung aus der jüdischen Gemeinde, katholische Exkommunikation), sondern auch politisch-historisch (Vogelfreierklärung, Degradieren usw.). Auch vom Eingehen auf den Zusammenhang zwischen Fluchen und Abwehr (Schutzformel) ist Aufschluß zu erwarten. Und verdienen nicht auch solche spezielle Detailfragen, warum z. B. einzelne Völker (die angelsächsischen) den Sündecharakter des Fluchens so besonders stark betonen, im Gegensatz zu vielen anderen Völkern, den Versuch einer Aufklärung?

Mehr in das Gebiet der allgemeinen Psychologie führt das Problem der Pornolalie, der Freude am Obszönreden und die Probleme des Spottes, des Verhöhnnens, des Beleidigens und des Beleidigtseins, der Verbalinjurie, die natürlich z. T. auch rechtsgeschichtlich zu betrachten wären. Vorteilhafterweise müßte auch die Hilfe der psychoanalytischen Psychiatrie angesprochen werden, verheißt doch das deutbare Material aus dem scheinbar sinnlosen, aggressiven „Wortsalat“ der Psychotiker die Möglichkeit, manches dunkle, archaische Element der Fluchtexte aufzuklären.

Schließlich noch eine kleine Ergänzung zu den volkswissenschaftlichen Angaben Grabers. Die häufigste Schimpfformel bei den meisten osteuropäischen Völkern (Magyaren, Rumänen, Serbokroaten und andere Slaven) ist die obszön formulierte und mit perversen Variationen reichlich geschmückte Drohung, man werde die Mutter des Angesprochenen schänden oder die ebenso drastisch formulierte Aufforderung, in den Mutterleib zurückzukehren. Bei beiden Formeln ist die Nähe des Inzestkomplexes unverkennbar.

A. J. St.

Soeben erschienen:

Erich Fromm

Die Entwicklung des Christusdogmas

Eine psychoanalytische Studie
zur sozialpsychologischen Funktion der Religion

Geheftet Mark 3'—

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien

Die Versuchungen der Asketen

Von

Kristian Schjelderup

Aus dem im Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, erschienenen Buche „Die Askese“ von Kristian Schjelderup, das die Askese und die damit zusammenhängenden religions-psychologischen Probleme auf psychoanalytischer Grundlage behandelt, geben wir (mit Genehmigung des Verlags und des Verfassers) mit einigen Kürzungen einen Abschnitt des Kapitels über die „Wirkungen der Askese“ wieder. Dr. Schjelderup ist Dozent der Theologie an der Universität Oslo; seine Untersuchung stützt sich nicht allein auf die asketische Literatur, sondern auch auf persönliche Beobachtungen in katholischen Klöstern Mitteleuropas, in Brahmanen- und Buddhistenklöstern in Indien, China, Japan usw. und auch auf die von ihm vorgenommene Analyse eines Einsiedlermönches aus dem Orden der Augustiner. Die (protestantischen) kirchlichen Vorgesetzten Dr. Schjelderups in Norwegen haben ihm wegen seiner Beschäftigung mit der Psychoanalyse die Ausübung des Seelsorgerberufes untersagt. (Man vgl. auch das Referat „Askese und Sadomasochismus“ in „Die psychoanalytische Bewegung“, I. Jahrg. 1929, S. 193 ff und die Besprechung des Buches im Sonderheft „Religionspsychologie“ der „Imago“, XVI, 1930, S. 540 ff.) — Ein anderer Abschnitt des Buches („Träume und Halluzinationen der Asketen“) ist in dem soeben erschienenen „Almanach der Psychoanalyse 1931“ abgedruckt.

Auf einer bekannten Radierung von Felicien Rops sieht man einen Asketen vor dem Kruzifix im Gebet knieend: wie ein Schatten entschwindet die Gestalt des Heilands und an ihrer Stelle steigt strahlend das Bild eines üppigen, nackten Weibes in der Stellung des Gekreuzigten hervor. Das psychologisch Interessante dieser Darstellung der Versuchung ist, daß der Künstler die personifizierte Sünde den Platz des Heilandes am Kreuze einnehmen läßt. Dies scheint mir eine typische Illustration des Freudschen Gesetzes: Rückkehrend tritt das Verdrängte eben aus dem, was die Verdrängung bewirkte, hervor. Die verdrängte Sexualität rächt sich, indem sie sich der sie verdrängenden Kraft bemächtigt. Wir werden später sehen, wie dies zu der völligen Sexualisierung ganzer Religionen führen konnte.

Eine Reihe von asketischen Schriften aus dem vierten und fünften Jahrhundert, von Evagrius, Nilus und Cassianus, suchen Ausdruck für dieselbe Erfahrung. In merkwürdig genauer Übereinstimmung geben diese Verfasser ein Bild von „den acht Geistern der Bosheit“, aus dem wir erkennen, wie jeder einzelnen Hauptübung der asketischen Praxis eine bestimmte Art stetig wiederkehrender Versuchungen drohend gegenübersteht. Die Versuchungen werden objektiviert. Jeder einzelne „Geist der Bosheit“

steht bereit, seine Rechte zu wahren. Und seinen Angriff richtet er eben auf das Gebiet, von wo er verdrängt werden sollte. Gegen das Fasten kämpft γαστριμαργία, gegen die Keuschheit πορνεία, gegen die Armut φιλαργυρία, gegen die Demut ὑπερφανία usw.

Die Geschichte der Askese legt ja deutlich genug Zeugnis ab von den Kämpfen der Asketen gegen das unterdrückte Triebleben. Die alte Kirche betrachtete die Asketen ganz charakteristisch als die größten Kämpfer der Zeit, als „Soldaten“ im Kampf gegen den Satan. Dieser „große Widersacher“ war es, der die Versuchungen sandte. Der Asket ist sich nämlich nicht bewußt, daß er in Wirklichkeit mit sich selbst kämpft. Jeder Mensch kann wohl aufsteigende Wünsche und Triebe, gegen die sein moralischer Wille sich wehrt, als etwas Objektives, Vonaußenkommendes, etwas Wesensfremdes empfinden. Eben dies tut der Asket, wenn er glaubt, daß er gegen die vom Teufel gesandten Geister der Bosheit ankämpft. In den verdrängten Trieben aus den unbewußten Schichten des Seelenlebens, die sich unabhängig von dem bewußten Willen geltend machen, erkennt der Asket sich ja eben selbst nicht wieder, sondern er glaubt, daß er die Beute einer Macht ist, die von außen kommt, nicht aus ihm selbst. Er weiß nicht, daß er in Wirklichkeit seine eigenen inneren Seelenkämpfe objektiviert, daß nicht von außen kommende Dinge ihn versuchen, sondern daß er sein eigener Versucher ist. Bis zu einem gewissen Grade ist auch jede Versuchung gewünscht: wie könnte sie uns sonst überkommen?

Das, was die Asketen nun zu bekämpfen haben, ist vor allen Dingen der unterdrückte Sexualtrieb, πορνεία, der Geist der Unkeuschheit. Wie wir in der Asketengeschichte der alten Kirche lesen, wird auf diesem Gebiete ein regelrechter Feldzug geführt. Die wesentlichsten und allgemein anerkannten Waffen sind Fasten und Wachen. Wie ein Heerführer eine Stadt dadurch zu bezwingen sucht, daß er ihr die Zufuhr von Lebensmitteln abschneidet, sucht der Asket durch Hunger und Durst das Fleisch zu bezwingen und es der Seele untertan zu machen. Und durch regelmäßiges Wachen sucht er der Schwächung der ethischen Widerstandsfähigkeit zu entgehen, die — wie er glaubt — der Schlaf mit sich führt. Dazu kommen noch eine Reihe von besonderen asketischen Übungen: Einsperren in enge Zellen, Ausschließung von Licht und Luft, Wüstenleben, Säulenleben, Tragen von zentnerschweren Fesseln um den Hals, Peitschen, härene Hemden usw. — Aus der Asketengeschichte des Mittelalters haben wir eine klassische Schilderung von den Übungen, die Suso durchzumachen hatte, um die böse Lust zu ersticken: Er ließ sich heimlich ein Untergewand machen und in dieses Untergewand ließ er Lederstreifen einnähen, durch die 150 spitze scharfe Messingnägel

getrieben waren, mit den Spitzen nach innen gekehrt. Dies Gewand ließ er recht eng machen, und so, daß es ihn ganz umgab und vorn zu schließen war, damit es ganz dicht anliegen sollte und die spitzigen Nägel ins Fleisch dringen konnten; es reichte aufwärts bis zum Nabel. Darin pflegte er des nachts zu schlafen.¹

Wie wenig indessen alle diese äußeren Maßregeln geholfen haben, sehen wir besonders deutlich aus der Asketengeschichte der alten Kirche, die voll der grauenhaftesten Versuchungsgeschichten ist. Selbst wenn das Begehren nach Essen und Trinken — überhaupt nach Wohleben — einigermaßen zu unterdrücken und zu schwächen war, so wurde der Sexualtrieb nur desto lebendiger. Ja die Geschichte der Asketen legt Zeugnis ab, daß Fasten und Selbstkasteiungen dazu beitrugen, die Sexualbegierde oft nur heftiger zu machen, was mit besonderer Deutlichkeit aus den Selbstbeobachtungen des heiligen Hieronymus hervorgeht. Es ist, als hätte die Rache des unterdrückten Trieblebens gerade auf diesem Gebiete besondere Erfolge aufzuweisen. Keine innere Anfechtung sucht den Asketen so oft heim wie die Unkeuschheit, was auch die besten von ihnen offen und ehrlich anerkennen. Hieronymus weiß davon zu erzählen, daß der Kampf gegen die Natur viele zum Wahnsinn trieb und von sich selbst schreibt er: „Ich, der ich mich selbst aus Furcht vor der Hölle zu diesem Kerker verurteilt hatte und nur der Genosse von Skorpionen und wilden Tieren war, ich glaubte dennoch mitten in die Reigen der Mädchen mich versetzt. Das Gesicht war bleich von Fasten, aber der Geist brannte im kalten Körper vor heißen Begierden, und vor der Phantasie eines Menschen, der dem Fleische nach längst gestorben war, brodelten förmlich nur die Reizungen der Sinnlichkeit empor (et ante hominem suum jam in carne praemortua, sola libidinum incendia bulliebant).“²

Hier scheint bei den meisten Asketen selbst der härteste Kampf nichts geholfen zu haben. Die Lebensgeschichten der Asketen malen mit fast unheimlichem Realismus ihren hoffnungslosen Kampf: in wahnsinniger Angst vermehren sie die Selbstkasteiungen; sie reißen sich das Fleisch vom Leib, heulen und verfluchen die schönen Gestalten, welche die Phantasie ihnen vorgaukelt. Und doch steht der Feind unentwegt auf der Lauer. Wenn der Asket seinen Körper peitscht, sich wie Benedictus in Dornenhecken wälzt oder sich wie Macarius nackt in einen Ameisenhaufen setzt, so meldet sich der Trieb doch wieder auf Umwegen und zwar als Masochismus.

1) Das Leben Heinr. Susos, Kap. 17 ff.

2) Hieronymus, ad Eustachium de servanda virginitate, Kap. 7.

Und flieht der Asket die Menschen und birgt sich in einer Grabhöhle, so folgt ihm seine Begierde und schafft sich Abfluß in Träumen und Phantasien. Denn seinem Selbst kann niemand entfliehen. „Was ich nun in dieser Einsamkeit Tag und Nacht tue“, — schreibt Basilius an einen Freund (Epist. II) — „ja das schäme ich mich fast zu sagen. Zwar habe ich die Stadt verlassen, die eine Quelle war von tausend Übeln. Mich selbst konnte ich aber nicht verlassen.“ Und Maria von Ägypten, die frühere Dirne, die durch die strengste Wüstenaskese für ihre Sünden büßte, trägt ihre Vergangenheit mit sich herum und wird in der Einsamkeit ständig gequält von der Erinnerung an die schönen Lieder der Wollust, die sie als Mädchen sang: die alten Melodien lassen sie nicht los.¹ Die Schatten der Vergangenheit verfolgen die Asketen allerwege, wohin sie sich auch wenden. Und der Teufel weckt die alten Eindrücke stets wieder zum Leben; denn — wie es in Athanasius' Schilderung von den Versuchungen des heiligen Antonius heißt² — er versteht sich gar gut auf die Kunst, die Waffen, die er „im Nabel des Bauches“ hat, anzuwenden. Zu Abbas Pachon kommt er in der Gestalt eines äthiopischen Mädchens, das der Heilige einmal in seiner Jugend, beim Ährensammeln, gesehen hatte; zu dem römischen Macarius in der Gestalt der Braut, die er am Hochzeitstage verließ, um in die Wüste zu fliehen.³ Nicht einmal wer schon vor seinem reifen Mannesalter der Welt den Rücken kehrt, geht unangefochten einher. Packend ist die Schilderung des Hieronymus von dem jungen Hilarion: „ehe er überhaupt schon infolge seiner Jugend sündigen konnte“, mußte er unwillkürlich „an Dinge denken, von denen er nichts wußte, und sich von seiner Phantasie deren Vollbringung vorgaukeln lassen, obwohl er doch niemals eine tatsächliche Erfahrung davon hatte.“ „Wie oft kam es vor, daß ihn, wenn er auf seinem Lager hingestreckt lag, entblößte weibliche Gestalten beunruhigten, oder, wenn er hungerte, die leckersten Gastmähler seiner Phantasie sich vorstellten! Wenn er betete, sprang bisweilen plötzlich ein heulender Wolf oder ein belferndes Füchslin an ihm vorüber; wenn er Psalmen sang, bot sich ihm das Schauspiel von Gladiatorenkämpfen dar, oder ein getöteter Gladiator fiel zu seinen Füßen und bat um Beerdigung“.⁴

Diese Ohnmacht im Kampfe gegen den Sexualtrieb, die in der Asketengeschichte der alten Kirche so ergreifenden Ausdruck findet, ist auch sonst

1) Vit. patr., Kap. 19.

2) Vita Antonii, Kap. 5.

3) Vgl. Lucius, Die Anfänge des Heiligenkultus, S. 364 ff.

4) Hieronymus, Vita Hilar., Kap. 5 und 7. — Wir sehen hier, wie auch verdrängte sadistische Wünsche sich in den Versuchungen des Asketen melden.

unter den Asketen aller Zeiten oft genug bezeugt. Beispiele aufzuzählen scheint kaum nötig. Sogar von Franz von Assisi erfahren wir, daß die Versuchung über ihn kam, das Zölibat aufzugeben: in der Bergeinsamkeit peitscht er „Bruder Esel“ und macht Schneemänner, die „von der Kälte sterben“. ¹ In charakteristischer Weise berichtete mir der Frater D. von den schweren Versuchungen, die ihn heimsuchen: „Oft ist es, als müßte ich die Mauern der Zelle sprengen und hinausstürzen. Tagsüber gelingt es mir zwar, die Versuchungen zu bekämpfen, so daß ich nicht sündige. Dies glückt mir durch Gebet und Lesen heiliger Schriften. Nachts aber geht es nicht. Meiner Träume bin ich ja nicht Herr. Und sie sind furchtbar (teils gewöhnlich sexuelle, teils sadistische); sie bringen die Befriedigung aller meiner bösen Lüste. Mein einziger Trost ist, daß sie mir ja nicht als Sünde angerechnet werden können, wenn ich nur beim Erwachen die Kraft habe, nicht weiter an den Traum zu denken und bewußt die Phantasien wieder hervorzurufen.“

Wie schwer dies oft sein kann, bezeugt in bedeutungsvoller Weise die Sexualaskese der Skopzen. Ursprünglich war bei ihnen die gewöhnliche Kastration als genügend angesehen. Indessen zeigte es sich, daß auch nach der Kastration noch sexuelle Versuchungen auftraten. Seliwánow sagt selbst, daß dies der Grund war, warum er sich zur vollständigen Verstümmelung entschloß, um sich dadurch ganz von den sexuellen Anfechtungen zu befreien. ² Und dies ist wohl auch mit ein Motiv für ihn gewesen, bei Anhängern, denen es wie ihm selbst gegangen war, dasselbe Mittel anzuwenden. In mehreren Fällen scheint jedoch nicht einmal die völlige Verstümmelung geholfen zu haben. In Nadéschdins „Untersuchung über die skopzische Häresie“ heißt es: „... über die zu Krüppeln gemachten Mißgestalten hat Macht die Unzucht der Einbildungskraft. Aber der Einbildungskraft legt auch das „zarische Sigel“ nicht Zügel an. Daher ist durchaus nicht verwunderlich die Erzählung Kudimows, daß im Solowezki-Kloster, wo die zu der Zeit gefangen gehaltenen Skopzen von Sosonowitsch endgiltig verschnitten waren, „jeder von ihnen mit einem sonderlichen Freunde“ (einem ebensolchen Skopzen) in unzüchtiger Freundschaft verbunden war. „Vor diesem aber“ — fügt Kudimow hinzu — „hatten sie Freundinnen aus dem weiblichen Geschlecht“. ³

Von großem psychologischem Interesse ist hierbei, daß die Versuchungen sich nicht nur zu Zeiten melden, wo die Asketen aus irgendeinem Grunde

1) Vgl. Johannes Jørgensen, Den hellige Frans af Assisi, S. 143 ff.

2) Die geheime heil. Schrift der Skopzen, S. 32.

3) Zitiert nach Graß, Die russischen Sekten, II, S. 725. Vgl. S. 120, 530, 709.

in ihren Bußübungen oder religiösen Meditationen nachgelassen haben. Wie Bonaventura bekennt, geschieht es frommen Menschen oft, daß sie mitten in brennenden gottesfürchtigen Übungen „*carnalis delectationis pruritu foedantur*“, oder: „*in spiritualibus affectionibus carnalis fluxus liquore maculantur*“.¹ In solchen Fällen können wir besonders deutlich beobachten, wie das Verdrängte sich in direktem Zusammenhange äußert mit dem, was die Verdrängung bewirkte. In seiner Schrift „Dunkle Nacht der Seele“ gibt Johannes vom Kreuz folgende Schilderung von der „geistigen Wollust“: „Es geschieht manchmal, daß sich selbst bei den geistigen Übungen, ohne daß es in ihrer (der Seele) Macht steht, in der Sinnlichkeit unreine Regungen erheben und zu empfinden geben, manchmal selbst wenn der Geist in tiefem Gebete und in Handhabung der Sakramente der Buße und des Altars sich befindet.“ Sehr interessant ist die psychologische Erklärung, die Johannes selbst von solchen Erfahrungen gibt. Eine erste Ursache findet er in einzelnen Fällen in der Lust, welche die Natur an geistlichen Dingen hat: „Denn da Geist und Sinn genießt, so wird bei diesem Genusse jeder Teil des Menschen angeregt, sich nach seinem Verhältnis und seiner Eigentümlichkeit zu ergötzen.“ Die zweite Ursache ist der Teufel. Und die dritte Ursache liegt in der „Furcht vor diesen unzüchtigen Regungen und Vorstellungen . . . , welche diese Menschen bereits gefaßt haben.“ „Denn die Furcht, die in ihnen durch plötzliche Erinnerung entsteht, während sie dies oder jenes sehen, sprechen, denken, ist Ursache, daß sie dergleichen Akte ohne ihre Schuld leiden.“²

Dieser Erklärungsversuch ist psychologisch in zweierlei Hinsicht wertvoll. Einmal verleiht der große Mystiker einer organischen Betrachtung Ausdruck, nach der es nicht möglich ist, das Geistig-Religiöse von dem Körperlichen zu isolieren. Selbst bei den höchsten und reinsten Geistesäußerungen melden sich die leiblichen Bedürfnisse. Die Freude, die der Geist an seiner Eigenart fühlt, wird selbst ein Anlaß zum Durchbruch der leiblichen Triebe, je nach ihrer Eigenart. Dann aber zeigt Johannes auch ein klares Verständnis für die Gefahr des Verdrängungsprozesses: das Verdrängte ist nicht verschwunden. Es meldet sich immer aufs neue durch die fortwährende Angst, das Verdrängte könne wieder hervorbrechen. Und wenn diese Furcht durch „Erinnerung“ (d. h. Assoziationen) plötzlich selbst lebendig wird, dann folgen die unterdrückten „unzüchtigen Regungen und Vorstellungen“ von selber mit.

1) Zitiert nach Rolf Lagerborg, Platonische Liebe. Leipzig 1926. S. 252, Anm. 47.

2) Leben und Werke d. heil. Joh. v. Kreuz. Übers. von P. Peter Lechner. Regensburg 1859. II, S. 327.

In Verbindung mit den Versuchungen der Asketen müssen auch ihre Angsterlebnisse erwähnt werden. Wir lesen von den Asketen der alten Kirche, daß eines der wesentlichsten Kampfmittel des Teufels war, sie in Schrecken zu setzen, um sie aus der Wüste zu vertreiben. Allerlei böse Dämonen erschienen in Gestalt von furchtbaren Tieren. Bald als brüllende Löwen, bald als Leoparden, Wölfe oder Schlangen stürzten sie sich auf die Asketen, als wollten sie sie verzehren. Oder Flammen schlugen aus der Zelle empor, Gewitter rasen, Donner und Blitz umhüllt sie. Ja oft geschieht es, daß der Teufel sogar menschliche Gewalt anwendet, den Asketen schlägt und umherschleppt wie ein Raubtier seine Beute, so daß er oft dem Tode nahe ist.

Erlebnisse dieser Art sind als Manifestationen des unterdrückten Trieb-
lebens anzusehen. Sie entsprechen den ganz unbegründeten Angsterlebnissen und Angstträumen, die wir bei Neurotikern finden und die — wie die Analyse regelmäßig zeigt — mit Sexualhemmungen zusammenhängen. Der Angstaffekt entstammt dem inneren Konflikt. Die Angst selbst ist eben eine Reaktion auf den Widerstreit der verdrängten Wünsche gegen die Zensur des Bewußtseins. Die wilden Tiere, die vor dem Bewußtsein des Asketen hervorsteigen, symbolisieren seine eigenen verdrängten Triebe, die das eigentliche Objekt seiner vergeblichen Kämpfe sind. Das Schreckerregende der Phantasie ist eine Art Selbstbestrafung, weil er der unterdrückten Trieb-
richtung erlaubt hat, sich wieder vorzudrängen.

Charakteristisch für den Zusammenhang des Angsterlebnisses mit dem Trieb-
leben ist ein Wort, das nach Athanasius dem heiligen Antonius in den Mund gelegt wird. In einer seiner Reden heißt es: „Wenn die Teufel auf offene Weise mit schmutziger Wollust das Herz zu betören nicht imstande sind, so treten sie in anderer, und zwar entgegengesetzter Weise auf und suchen uns nun durch Hervorbringung von Truggebilden in Schrecken zu setzen, indem sie fremdartige Gestalten annehmen und als Weibspersonen, wilde Tiere und Schlangen, als Ungeheuer mit Riesenleibern, ja als ganze Haufen wilden Kriegsvolkes erscheinen.¹ Wir sehen, wie dem Antonius die schreckenerregenden Tiervisionen auf derselben Linie stehen wie die so häufig auftretenden Phantasien von Weibern.

Im Zusammenhang damit verstehen wir, daß den Asketen die Angsterlebnisse gleichzeitig lustbetont sein können. Bei Teresa di Jesu, die eine seltene Fähigkeit klarer Selbstanalyse hatte, lesen wir: „Andere Male überfällt mich ein so mächtiger Ansturm mit einem solchen Zergehen

1) Vita Antonii, Kap. 23.

vor Gott, daß ich mich nicht wehren kann. Es dünkt mich, mein Leben wolle zerrinnen, und so treibt es mich, laut aufzuschreien und Gott anzurufen. Dies überfällt mich mit großer Gewalt. Zuweilen vermag ich nicht sitzen zu bleiben, so große Ängste werden mir eingetan. Diese Pein kommt mir, ohne daß ich danach trachte, sie ist jedoch so beschaffen, daß die Seele nimmer, so lange sie lebt, aus ihr herauskommen möchte.“¹ Und Marina von Escobar, bei der erschreckende Teufelsvisionen mit Engelsvisionen wechselten, erzählt: „... griff mich der Teufel in der Kirche an, entführte mich, schleppte mich im Geiste fort und ging mit mir so um, daß selbst der Leib während dieser 24stündigen Qual sehr abgemattet wurde..., ohne jedoch in Bestürzung zu geraten; denn ohne Gewissensbisse Widerwärtigkeiten zu erdulden, ist für die Seele keine schwere Last, sondern eine süße Bürde...“² Ein andermal sieht sie eine Leiter und einen Schwarm „der verächtlichsten, niedrigsten Teufel“, die sie gewaltsam bei den Armen packen und sie zwingen wollen, auf die Leiter hinaufzusteigen: „Diese Erscheinung versetzte mich in einige Verwunderung, da ich nicht enträtseln konnte, warum die Teufel sich so bemühten, mich in den Himmel hinaufzuführen.“³ Hier haben die Phantasien einen sexualsymbolischen Charakter⁴ angenommen, was scheinbar bei derartigen Erlebnissen der Asketen nicht selten der Fall gewesen ist. Ein anderes Beispiel ist Anna Katharina Emmerich, die oft das Gefühl hatte, von eiskalten Händen emporgehoben zu werden, und die auch das als Sexualsymbol so wohlbekannte Schweben kannte.⁵

Wir können der obigen Übersicht zweierlei entnehmen:

1) Die Asketengeschichte zeigt, daß das Leben des Asketen in einer langen Reihe von Fällen einen immerwährenden Kampf gegen das unterdrückte Triebleben darstellt. Er wird nie damit fertig. Und man kann den Eindruck nicht verwinden, daß des Asketen ganze Kraft oft im Kampfe gegen die

1) In einem Briefe an Petrus von Alcantara. Werke d. h. Th. IV, S. 222.

2) Das wundersame Leben der ehrw. Jungfrau Marina aus Escobar, I, S. 150 ff.

3) Loc. cit. III, S. 470 f.

4) Eine Treppe, eine Leiter u. dgl. hinaufzusteigen ist ein häufiges Traumsymbol für Sexualverkehr. Vgl. Freud, Die Traumdeutung.

5) Mönkemöller, loc. cit. S. 265. — Dem psychologisch Unsachkundigen scheint oft die psychoanalytische Symboldeutung ganz willkürlich und unwahrscheinlich. Häufig ist sie natürlich auch mißbraucht worden. Indessen muß jeder, der die analytische Technik selbst einigermaßen beherrscht, sich überzeugt haben, daß Symbole der Art, die Freud und seine Schule angegeben haben, tatsächlich eine große Rolle im Seelenleben spielen. Eine direkte experimentelle Bestätigung bekommt man übrigens durch hypnotisch hervorgerufene Symbolträume. (Vgl. Harald Schjelderup, Psychologi, S. 311).

Versuchungen verbraucht wird: er ist in der Tat einem lebensuntüchtigen Neurotiker mit allen dessen Hemmungen zu vergleichen. Daher ist auch das Leben des Asketen so häufig negativ eingestellt. Wie der Neurotiker kommt er schwer zu einer positiven Lebensentfaltung. Nie kommt er über die Kampfstellung hinaus, immer bleibt er gebunden an den verhaßten und verachteten Körper, von dem er sich loslösen möchte, diesem „Esel“ wie Hilarion ihn nannte, oder, wie in neuerer Zeit die Chlüssen ihn bezeichnen, diesem „Grab der Seele“.

2) Zweitens sehen wir, daß die Rückkehr der verdrängten Wünsche in den Versuchungen der Asketen zu einer Überbetonung der Phantasiewirksamkeit führen kann, die selbst eine verdeckte Triebbefriedigung bezeichnet. Im nächsten Abschnitt soll eine bestimmte Seite dieser Phantasiebefriedigung näher beleuchtet werden. Hier möchte ich nur ganz allgemein betonen, daß die Form, in der die unterdrückten Triebe sich dem Bewußtsein als Versuchung ankündigen, in Wirklichkeit schon selbst eine Befriedigung bezeichnet. Dies ist sowohl der Fall, wenn das Versuchungserlebnis lustbetont, als auch wenn es wesentlich unlustbetont ist. In der Versuchung tritt das, dem man entsagte, als etwas Erreichbares auf. Der Asket mag gern des Glaubens sein, daß er gegen Versuchungen von außen, gegen Gaukelbilder der Hölle kämpft; es sind doch nichts als seine eigenen unbewußten Wünsche, die sich manifestieren. Die Versuchung kommt von innen und sie würde keine Wirkung haben, wenn sie nicht in einer direkten Beziehung zu einem bestimmten Wunsche in uns selbst stände. „Wir werden nicht von der Welt, dem Fleische und dem Teufel versucht“ — schreibt Hadfield —, „sondern von uns selbst. Adam gab Eva die Schuld und Eva der Schlange; Gott aber ließ sich nicht täuschen: er trieb sie selbst aus dem Paradies heraus.“

In „La tentation de Saint Antoine“ läßt Flaubert Hilarion zum Wüstenasketen sagen: „Du beraubst dich der Lebensmittel, des Weines, der Bäder, der Sklavendienste, der Ehrenbezeugungen, aber wie schön lässest du dir von deiner Einbildungskraft Gastmähler, Wohlgerüche, nackte Frauen und beifallspendende Volksmengen vorführen! Deine Keuschheit ist nur eine verfeinerte Verderbtheit und deine Weltverachtung nur die Ohnmacht deines Welthasses.“

Eine „unverstandene“ Frau der vorpsychoanalytischen Zeit

(Jane Weish Carlyle: „Briefe an ihre Familie“
P. Zsolnay-Verlag, Wien, 1930)

Diese Briefe der Gattin des genialen Historikers und Biographen Carlyle verraten eine geistreiche und kluge Frau von bedeutender Bildung und einem warmen Herzen. Das Haus dieser gütigen Frau war geradezu ein Asyl aller Hilfsbedürftigen. Sie ist in diesen Briefen stolz auf den genialen Gatten, aber sie warnt vor den Launen im Hause des Genies. Hatte sie doch das Unglück, einen schwer nervösen, sexuell unfähigen Gatten in ihm gefunden zu haben.

„Als Mädchen in Ungebundenheit aufgewachsen, schön und verwöhnt“, so sagt die Übersetzerin, „funkelnd von Geist, Temperament und Witz, muß sie — allerdings nach freier Wahl — in den Käfig der beschränkten Häuslichkeit und bleibt gebrochen dort am Boden liegen“.

Tragisch ist das Schicksal dieser Frau an der Seite des Gatten, den sie wie einen Vater bewundert, tragisch, denn sie wird in der Ehe schwer hysterisch. Die Arme hat unausgesetzt Beschwerden, leidet wochenlang an Kopfschmerzen. Schlaflose Nächte und ein beständiges Übelbefinden schaffen eine solche Depression, daß es am besten ist, „nicht davon zu sprechen und nicht daran zu denken“. Von sechs Uhr morgens hat sie einmal eine ununterbrochene Serie von Ohnmachten, Erstickungs- und Schreikrämpfen zu ertragen. Manchmal schläft sie zehn Tage nicht, kommt in Zustände heftigster Erregung und hat die Befürchtung, verrückt zu werden.

„Wie wünschte ich mich, wenn auch nur für fünf Minuten, wieder einmal ganz gesund“. So lauten ihre Stoßseufzer. Oder: „Wenn ich nur die körperliche Kraft hätte und frei von körperlicher Abspannung wäre.“

Rast- und Ruhelosigkeit erfüllen ihr Leben; später wird die Unbefriedigte von einer rasenden Eifersucht auf eine anziehende, geistreiche Freundin ihres Mannes erfüllt. Keinen Frieden fand ihr Herz, immer gab es Erregungen und Erschütterungen, und Mann und Frau waren oft „wie Feilen, die aneinander reiben“.

Dem selbst so nervös empfindlichen, neurasthenischen Gatten, der absolute Ruhe zu seiner Arbeit mit allen Mitteln fordert, ist dieses alltägliche Kränkeln seiner Frau ein Greuel; oft nennt er Jane „verrückt“, ohne zu wissen, wissen zu wollen, zu dürfen, woher es komme. Er schickt sie an die frische Luft, rät ihr, aufs Land zu gehen, und übersieht, daß sie gar nicht weggann von den ihr von ihm auferlegten Pflichten. Sie wünscht sich ein kleines Sofa für ihre Müdig-

keit; zweimal spricht sie es ohne Erfolg bei dem Zerstreuten an und will sich nicht soweit herabsetzen, das noch einmal zu tun.

Der Gatte soll einmal Pillen für sie holen, — sie nimmt ja alle möglichen Medikamente, Morphinum und anderes; was verstehen denn die Ärzte vom Grund ihrer Hysterie!? — aber durch seine Ungeschicklichkeit werden die Medikamente verwechselt, und sie macht eine schwere Vergiftung durch.

Wie eine zarte Pflanze rankt sich diese junge Frau um den genialen geistigen Riesen, aber kein Gärtner ist da, liebevoll verstehend nach ihr zu sehen, sie zu begießen und zum Blühen zu bringen, geschweige sie fruchttragend zu machen.

Jane war um Eheleben und Mutterschaft betrogen, krank gemacht, ohne sich klar zu werden, wie es zusammenhing. Unbewußtes Ahnen vielleicht führt ihr die Feder bei ihren Klagen ohne Spitze, ohne direkte Anklagen. Einmal schreibt sie: „Ach, im Grunde meines Herzens bin ich stets furchtbar traurig — die Stürme meines äußeren Lebens sind wieder ganz zur Ruhe gekommen, es fließt geräuschlos genug dahin — aber darunter! Glücklicherweise kümmert sich die Welt nur wenig um das, was wir tief unten bewahren — und das, wovon wir uns in unserem Leiden am meisten hüten müssen, ist, nicht auch unsere Mitmenschen mit unsern persönlichen Sorgen zu plagen.“

Sie war verschlossen für das tief unten Liegende: „Wie beneide ich die Menschen, welche die Gabe besitzen, alles, was sie denken und fühlen, in Worte zu kleiden! Die niemals im körperlichen oder geistigen Sinn ihre Stimme verlieren, was auch vorgehen mag!“

„Was ich aber vom Himmel erlebe, ist Ruhe.“ Sie bezwingt sich stolz und resigniert, „hüllt sich in ihren Pelz unerschütterlicher Gelassenheit“.

Wer genauer hinhört, erkennt in den Briefen an die Cousine, daß hier ein unentbehrliches Ventil geöffnet ist, um einem tief enttäuschten Herzen Luft zu machen.

„Wir verschärfen uns gegenseitig unsere Trübsal bis zur Verzweiflung“, heißt es einmal offen. „Dieser Mann wird niemals zufrieden sein“, ein andermal. Sie muß nachgeben und schweigen: „Ich gehe herum, als ob mir nichts fehle — . . . da Carlyle schon seit langer Zeit sich selbst das alleinige Recht zu klagen vorbehalten hat.“

So zitiert diese um Jugend, Liebesleben und Mutterschaft, um Gesundheit und Lebensfreude betrogene Ehegefangene denn auch interessiert die „neue Idee“ in Deutschland: „Varnhagen, Bettina, alle Denker Deutschlands sind zu dem Schlusse gelangt, daß die Ehe eine unmoralische und ebenso unangenehme Institution ist“.

„Ich bin mehr als glücklich, weil ich gelernt habe, ohne Glück zu leben“, ist ein resignierter Satz in einem tröstenden Brief an die Cousine und

Freundin; und mit der Hoffnung, daß „die dunkelste Stunde der Nacht der Dämmerung am nächsten ist“, findet und gibt sie Trost.

Der Narzißmus des Schaffenden anerkennt nicht auch die Bedürfnisse seiner Umgebung, so wird Jane zur immer geplagten Dienerin ihres großen Mannes; sie habe ihn zu sehr verwöhnt, klagt sie eines Tages. Er leidet an einer eigenartigen neurotischen Wohnungsänderungssucht, die ihr größte Mühen verursacht. Als „Erdbeben“ werden seine Ausbrüche der Unzufriedenheit bezeichnet; gefürchtete Zeiten! Freilich ist es oft Sarkasmus, der der Bedrängten die Feder führt, und Stolz auf sein Genie ist es immer wieder, der sie ertragen läßt, was sie nun einmal auf sich geladen hat.

Seien wir ehrlich, dieser Mann war oft unausstehlich. Heldenverehrung, das war sein Thema; aber das stille Heldentum seiner Frau konnte er nicht würdigen. Wie immer Carlyle über seine eigene Schwäche hinweggekommen sein mag, er dürfte nicht ohne Ahnung geblieben sein, daß die Frau an seiner Seite um körperliches Liebesglück betrogen sei. Er war nicht der, der die erotisch kühle, ungeweckte Natur hätte zur vollen Weiblichkeit wecken können.

Die Psychoanalyse hat uns seit jener Zeit gelehrt, daß das Glück der in ehelicher Verbindung lebenden Menschen auch ein körperlich gesundes Liebesleben zur Voraussetzung hat. Wir brauchten nicht die sicheren Berichte über Carlyles Impotenz (z. B. in Frank Harris' Autobiographie); die Briefe der Jane W. Carlyle beweisen uns, daß sie krank und enttäuscht wurde in ihrer Ehe. Geist und Temperament blieben wohl ungebrochen, wurden vielleicht verschärft; Sarkasmus, Verschwiegenheit bildeten sich aus. Aber diese Briefe bringen noch genug Klagen und Anklagen — neben einer Gesprächigkeit über das äußere Leben, die sich selbst betäuben will.

Die Psychoanalyse hätte vermutlich Mann und Frau heilen können; vermutlich hätten sich damit auch die schwer krankhaften Jahre der Eifersucht Janes vermeiden lassen.

So mag denn ein Bedauern, daß diese edle Frau nicht später gelebt hat, am Platze sein; aber es ist auch ein Trost, daß die Wissenschaft nunmehr oft imstande ist, es zu verhindern, daß ein schönes, in Ungebundenheit aufgewachsenes Mädchen durch die Ehe zerbrochen werden kann, wie dieses.

Ohne psychoanalytisches Verstehen sind diese Briefe Vielen ein Rätsel; Mißverstehen und Verhüllen reichen sich die Hand: so wird die Ehe der Carlyles als eine glückliche bezeichnet, als eine beinahe einzigartige! (Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ vom 27. Sept. 1930 über die Briefe Jane Carlyles).

Mag diese Frau beigetragen haben, des großen Carlyle Kräfte zu konzentrieren und zu sublimieren, seine Werke gefördert haben, — sie war ein Opfer auf diesem Altar!

Dr. Eduard H i t s c h m a n n

Trieb und Tradition im Jugendalter

(Eine Monographie Siegfried Bernfelds über Tagebücher)

In einer gedanken- und ergebnisreichen Studie behandelt Bernfeld das Tagebuch der Jugendlichen¹ und sucht die Gesamterscheinung, wie sie sich uns aus gegenwärtigem und historischem Material ergibt, für eine vertiefte Erkenntnis der jugendlichen Psyche, insbesondere der Pubertätszeit, auszuwerten. Liegt auch naturgemäß der Hauptton in der psychologischen Problemstellung, so wird die Arbeit durch die reizvolle Verbindung von psychologischen und literarhistorischen Gesichtspunkten über den Kreis der Fachpsychologen auch für denjenigen bedeutsam, der sich mit der Autobiographie und den ihr verwandten Erscheinungen befaßt.

Das Tagebuch als geschichtliches Phänomen ist eng an die Bewußtwerdung des Individuums im Laufe der neueren Geschichte geknüpft. Humanismus und Renaissance entrissen den abendländischen Menschen der vorhergegangenen kollektiven Gebundenheit, brachten dem Einzelnen den Wert der Persönlichkeit erstmals zum Bewußtsein und entwickelten damit den Antrieb, die mittelalterliche, durchaus der Außenwelt zugewandte Chronik in einer Ich-zugewandten Selbstdarstellung fortzuführen. So finden wir etwa vom 15. Jahrhundert ab in steigender Häufigkeit Diarien und Tagebücher, zunächst anknüpfend an besonders bedeutsame persönliche Erlebnisse (Reisen, Missionen, Geschäfte), interessanterweise vornehmlich in der zum Leben erwachten Schicht des Großbürgertums, das sich in wachsendem Selbstbewußtsein den herrschenden Mächten Adel und Kirche führend an die Seite stellte. Einen mächtigen Auftrieb erfuhr die Entwicklung des Tagebuchs im 17. Jahrhundert durch den Pietismus und seine Forderung sorgfältiger Prüfung des eigenen Gewissens und Lebenswandels, ebenso aber auch durch den Jesuitenorden mit seinen Anforderungen an genaue Erforschung der eigenen Persönlichkeit. In Deutschland wurde erst das 18. Jahrhundert zur Blütezeit des Tagebuchs. Der mächtige Einfluß der Bekenntnisse des Rousseau mag dabei mitgewirkt haben. Lavaters Tagebücher, dann aber vor allem das Erscheinen des „Werther“ regten in den Kreisen des gebildeten Bürgertums nachhaltig zur Abfassung von Tagebüchern an. Auch die Romantik förderte diese Entwicklung durch ihren Kult der Persönlichkeit und schuf bis tief ins 19. Jahrhundert hinein fortwirkende Impulse, die übrigens schon unter den vorhergegangenen kirchlichen Einflüssen ihren Nieder-

¹) Bernfeld: Trieb und Tradition im Jugendalter. Kulturpsychologische Studien an Tagebüchern. J. A. Barth, Leipzig 1931.

schlag in Schule und häuslicher Erziehung gefunden hatten. In vielen pädagogischen Instituten wurden die Zöglinge zur Abfassung von Tagebüchern angehalten, ja geradezu verpflichtet, wie auch von Elternseite durch entsprechenden Druck dafür gesorgt wurde, daß die Kinder sich in Tagebuchform über ihr Leben äußerten. Sind in der neuesten Zeit die geistigen Antriebe zurückgetreten, so hat sich doch die Industrie durch Herstellung von „Fertigtagebüchern“ der alten Tradition bemächtigt und damit selber zur Weiterführung der Tagebuchmode beigetragen.

Ein Blick auf die historische Entwicklung genügt, um den starken Einfluß von Brauch und Mode auf die Abfassung von Tagebüchern zu erhellen, und bewahrt davor, die psychologischen Antriebe allzu einseitig und isoliert in den Vordergrund zu rücken. Der mehr oder minder kräftige Druck von Eltern und Erziehern darf in seiner bedeutsamen Rolle als Determinante niemals unterschätzt werden.

Die Definition des Begriffs Tagebuch ist nicht so einfach, wie dies auf den ersten Blick scheinen mag. Er muß vielmehr, will man über das eigentliche Problem, die psychologischen Motive des Tagebuchführens, genaueren Aufschluß gewinnen, aus verwandten Begriffen herausgeschält werden. Mit der Reliquiensammlung hat das Tagebuch nächste Berührung. Beide sind gekennzeichnet durch den Sammlungscharakter und die Aktualität. Die Reliquiensammlung, die in ihrer reinen Form bedeutsame und geliebte Gegenstände (Fetische) als Erinnerungen, meist an verehrte Personen, bewahrt, kann unmittelbar in das Tagebuch übergehen, wenn sie in Form von Einzelaufschrieben geführt wird. Auch mit der Autobiographie, bzw. mit selbstdarstellerischen Versuchen zeigt das Tagebuch enge Verwandtschaft. Doch fehlt bei der Autobiographie der Aktualitätscharakter des Tagebuchs, welches das Leben des Schreibers in enger Bindung an den Tagesablauf in Notizenform begleitet, während die Selbstdarstellung ihrem Wesen nach zusammenfassende Rückschau auf ein Stück gelebter Vergangenheit anstrebt. Ein inneres Moment ist allerdings beiden gemeinsam. Dem Selbst des Schreibers tritt ein „virtuelles Selbst“ gegenüber, das Ich, wie es sein sollte, nicht wie es ist. Dieser wichtige Faktor, das romanhafte Element, das sich unvermerkt, oft dem Schreiber unbewußt, in die Darstellung einmischt, muß bei beiden Erscheinungen eingehend berücksichtigt werden, sobald sie psychologisch gewertet werden sollen. Der Brief als allgemeinste und verbreitetste nichtliterarische Äußerungsform über das eigene Leben zeigt ebenfalls bedeutsame Verwandtschaft mit dem Tagebuch. Bei einer Betrachtung des Materials ergibt sich, wie häufig die Schreiber ihren Tagebüchern die Form nicht abgesandter

Briefe an geliebte Personen verleihen, ja daß manchmal das Tagebuch selbst wie ein Adressat vom Schreiber angeredet und behandelt wird. Den echten Briefcharakter erhält das Tagebuch in dem Augenblick, da es in der Absicht verfaßt wird, später anderen Personen gezeigt zu werden. Neben und statt dem Tagebuch führen viele Jugendliche Verzeichnisse und Register, teils Leistungsregister, die von rühmenswürdigen bedeutsamen Arbeiten und Erfolgen des Schreibers berichten, teils Sündenregister, die nicht-tagebuchwürdige Mißerfolge und Verfehlungen, oft in Geheimschrift, festhalten. Die Onanie der Pubertät spielt bei der Verfertigung solcher Sündenregister eine wichtige Rolle. Nur in vereinzelten Fällen und ausnahmsweise wird der Kampf gegen die Onanie im eigentlichen Tagebuch berührt, was an sich überraschen könnte, wenn wir nicht wüßten, daß neben dem Drang zur Wahrhaftigkeit die Idealbildung, daß das „virtuelle Selbst“ bei der Abfassung des Tagebuchs von so entscheidender Bedeutung ist. Die durch die Onanie bedingte typische Konfliktssituation der Pubertät darf jedoch deshalb für die Entstehung des Tagebuchs keinesfalls unterschätzt werden. Es wäre falsch, aus der Nichterwähnung der Onanie im Tagebuch auf eine entsprechende Situation des Schreibers zu schließen. Eine etwas entferntere Verwandtschaft des Tagebuchs mit der Aphorismensammlung sollte ebenfalls berücksichtigt werden. Denn solche Aphorismensammlungen sind oft Tagebücher in verdeckter Form, geben sie doch dem Schreiber Gelegenheit, seine (meist feindlichen) Impulse gegen seine Umwelt in die allgemeinere Form der Lebensweisheit einzukleiden. Auch für diese Aphorismensammlungen sind Vorbilder wie La Rochefoucauld, in neuerer Zeit in erster Linie Nietzsche, von maßgebendem Einfluß.

So komplex und nach vielen Richtungen hin schillernd die Form des Tagebuches sich darstellt, so vielseitig determiniert erscheint es auch in seiner psychologischen Motivierung. „Isolierungsbedürfnis“ und „Abreaktion“, die von Ch. Bühler als wesentliche Faktoren für die Abfassung von Tagebüchern angesprochen werden, mögen gewiß bedeutsam sein, aber sie sind bei weitem nicht die einzigen. Man kann sich auch andere Äußerungsformen für diese Motive vorstellen. Dagegen wird das Identifizierungsbedürfnis des Schreibers mit Personen aus der Geschichte oder der eigenen Umwelt ein bedeutsames Motiv für das Tagebuch werden. Ob sich ein 14jähriges Mädchen in der Rolle einer „Gefallenen“ oder „Verlorenen“ gefällt und unter diesem Leitmotiv ihre Knutsch- und Kußerlebnisse mit ihren Freunden im Tagebuch schildert — oder ob, wetteifernd mit einer gleichzeitig geliebten und gehaßten Schwester ein anderer Backfisch eine Turnlehrerin anschwärmt, es sind in beiden Fällen Versuche, das eigene

Leben im Tagebuch nach einer besonderen Richtung hin erhöhter und bedeutender darzustellen, als es in Wahrheit ist. Der libidinösen Identifizierung kann eine narzißtische gegenübergestellt werden, die sich unmittelbar in die Rolle eines historischen Heroen (Dichter, Held) hineinträumt und das eigene Leben unter dem Aspekt zukünftiger Berühmtheit im Tagebuch gestaltet.

Für den Analytiker ergibt die eingehende Befassung mit den Tagebüchern Jugendlicher wichtige Anhaltspunkte für die Entwicklung der jugendlichen Psyche, vor allem im Pubertätsalter. Die „synthetische Funktion des Ich“ (Freud), das Bestreben, aus der Konfliktlage zwischen Es und Über-Ich eine Einheit herzustellen, tritt in vielen Tagebüchern mit greifbarer Deutlichkeit hervor. Ebenso aber auch die Entwicklung des Über-Ich selbst in der Form der Introjektion von autoritativen Persönlichkeiten der Umwelt, von Vater, Mutter oder stellvertretenden Erzieherpersönlichkeiten. Auch die zentrale Bedeutung des Ödipuskomplexes ergibt sich aus immer wiederholten Variationen.

Man kann auf Grund der Bernfeldschen Darstellung das Tagebuch als eine Erscheinung betrachten, die zwischen hysterischem Symptom und Sublimierungsversuch ungefähr die Mitte hält. Der Kompromißcharakter des Tagebuchs, der auf narzißtischer Grundlage ein Ausleben geheimer (verpönter) Wünsche und Triebansprüche und Aggressionen in einer vor der zensierenden Über-Ich-Instanz erlaubten Form gestattet, erinnert an den Charakter des Symptoms: die darstellende Gestaltung, die Arbeit also, die mit der oft geradezu zwangsmäßigen täglichen Eintragung verbunden ist, darf als der Versuch einer Sublimierung innerer Konflikte, der Vereinigung gegensätzlicher Strebungen angesprochen werden.

F. Sch.

Theodor Reik

Lust und Leid im Witz

Geh. M. 440, Ganzleinen M. 6.—

Inhalt: Über den zynischen Witz — Die elliptische Entstellung — Zur Psychoanalyse des jüdischen Witzes — Künstlerisches Schaffen und Witzarbeit — Anspielung und Entblößung — Die zweifache Überraschung

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien

D A S E C H O D E R P S Y C H O A N A L Y S E

Psychoanalytische Tagung in Dresden

(27.—29. September 1930)

Die „Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft“ unternahm in ihrer Dresdner Tagung zum ersten Male den Versuch, mit ihren Darbietungen nicht nur den engeren Kreis ihrer Mitglieder, sondern auch ein breiteres Publikum ernst interessierter Außenstehender zu erreichen. Schon in seiner Begrüßungsansprache hatte Max Eitingon (Berlin) die gegenwärtige Situation der Psychoanalyse, ihre wachsende Bedeutung für die verschiedensten natur- und kulturwissenschaftlichen Gebiete gewürdigt, auch darauf hingewiesen, wie sich immer weitere Kreise freiwillig oder gezwungen mit den Ergebnissen der psychoanalytischen Theorie und Praxis beschäftigen. Diese — für die Möglichkeit der zeitgeschichtlichen Einordnung der Psychoanalyse so aufschlußreiche — Eröffnungsrede Eitingons wird (unter dem Titel „Die neuere Methodenkritik an der Psychoanalyse“) an der Spitze von Heft 1 des Jahrgangs 1931 der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse“ erscheinen.

Allgemeinen Charakters war auch der Vortrag von Sándor Radó (Berlin) über „Die psychoanalytische Therapie und das Publikum.“ Sei früher der Widerstand gegen die Psychoanalyse bei den Kranken das größte Hindernis gewesen, so müsse man heute oft davor warnen, den Psychoanalytiker als den Wunderdoktor anzusehen, der versagt habe, wenn es ihm nicht gelungen sei, in kürzester Frist hundertprozentige Heilerfolge zu erzielen. (Bewertung der psychoanalytischen Therapie nach dem „Alles-oder-Nichts“-Gesetz des infantilen Narzißmus!)

Vier — außerhalb des Rahmens der eigentlichen Tagung gehaltene — öffentliche Vorträge fanden das Interesse einer außerordentlich zahlreichen Hörerschaft.

Heinrich Meng (Frankfurt a. M.) sprach über „Seelische Hygiene auf psychoanalytischer Grundlage“ und wies auf die erstaunliche Unkenntnis hin, mit der in voranalytischer Zeit das Seelenleben, insbesondere in seinen Krankheitserscheinungen, von Ärzten und Laien betrachtet wurde. Erst Freud schuf durch geduldiges Studium des neurotischen Menschen die Möglichkeit zu einer vertieften Auffassung der unbewußten seelischen Schichten.

Karen Horney (Berlin) umriß in einem inhaltlich und formal vorzüglichen Vortrag über das „Mißtrauen zwischen den Geschlech-

tern“ den Einfluß der Beziehungen zwischen Mann und Weib auf alle das Verhältnis der Geschlechter berührenden Werturteile. Während der Mann der Frau gegenüber seine Überlegenheit betont, ist er in Wirklichkeit viel mehr abhängig von ihr, als er weiß. Der schöpferische Vorgang von Schwangerschaft und Geburt bedeutet eine ursprüngliche Überlegenheit der Frau, die durch den Mann erst nachträglich, durch seinen Anspruch auf Herrschaft unterdrückt und entwertet worden ist. Die Befangenheit gegenüber dem Sexualproblem, die daraus folgenden voreiligen Rationalisierungen der zwischen Mann und Weib bestehenden Spannung trüben eine klare und naturgegebene Auseinandersetzung zwischen den Geschlechtern, für deren Erfolg erst die Psychoanalyse die notwendigen Handhaben gegeben hat. (Der Vortrag von Frau Dr. Horney ist an der Spitze des vorigen Heftes dieser Zeitschrift veröffentlicht worden.)

August Aichhorn (Wien) berichtete „Aus der Erziehungspraxis des Fürsorgeerziehers“ und begeisterte seine Zuhörer durch die Lebendigkeit seiner Ausführungen und seiner aus dem Leben gegriffenen Beispiele. Niemals könne die Theorie allein ausreichen, der Schwierigkeiten in der Fürsorgeerziehung Herr zu werden. Jeder einzelne Fall bedürfe besonderer Behandlung, die von liebevollem Verständnis und von einer gewissen Intuition getragen sein müsse, wenn auch Freuds Lehre ein unentbehrliches Rüstzeug zum Verständnis der jugendlichen Psyche und der Verwahrlosungserscheinungen bedeutet.

Der Vortrag von Georg Groddeck (Baden-Baden) beschäftigte sich mit der Symbolik des „Struwelpeter“ und überraschte, verblüffte auch zum Teil die Hörerschaft durch die Vielgestaltigkeit der Zusammenhänge, die aus diesem bekanntesten Kinderbuch geschöpft werden können.

Für einen engeren wissenschaftlichen Kreis waren die weiteren 11 wissenschaftlichen Vorträge bestimmt, deren einleitende der zentralen Bedeutung des Ödipuskomplexes im Seelenleben des Menschen galten. Während Felix Boehm (Berlin) in seinem Vortrag „Zur Geschichte des Ödipuskomplexes“ reiches völkerpsychologisches Material aus dem ägyptischen, klassischen aber auch den exotischen Kulturkreisen heranzog, um zu zeigen, daß der Ödipuskomplex den nur für unsere Kultur gültigen Sonderfall darstellt, kennzeichnete Otto Fenichel (Berlin) die individuelle Entwicklung geschichtlicher Voraussetzungen des Ödipuskomplexes, mit dem Ergebnis, daß die allgemeine Gültigkeit des Komplexes nicht dazu führen dürfe, das in jedem Einzelfalle verschiedene Schicksal für das Individuum zu vergessen. Wilhelm Reich (Wien) schloß daran eine Betrachtung über „Psychoanalyse und Charakterbildung“, welche letztere als eine Art „Charakterpanzer“ aus dem Konflikt zwischen Sexualtrieben und Außenwelt abzuleiten sei und im Untergang des Ödipuskomplexes ihren Gipfel und Abschluß finde. (Die drei Vorträge von Boehm, Fenichel und Reich werden im 1. Heft des Jahrgangs 1931 der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse“ veröffentlicht

und dann auch in einer selbständigen Broschüre unter dem Titel „Über den Ödipuskomplex“.)

Die Ausführungen von Jenő Hárník (Berlin) waren der Therapie der Homosexualität gewidmet. Eine günstige Prognose für die analytische Behandlung sei dann möglich, wenn folgende Bedingungen erfüllt sind: 1) Das ausgeprägte Gefühl eines Übels und entsprechendes Bedürfnis nach Heilung muß vorhanden, oder leicht zu erwecken sein — was immer sehr starke (auch bewußte) neurotische Konflikte voraussetzt. 2) Die reale Befriedigung im homosexuellen Verkehr (oder in den mehr oder weniger äquivalenten libidinösen Zielsetzungen) hat ausgesprochenenmaßen (subjektiv, ev. auch objektiv) ungenügend zu sein, oder, was scheinbar nicht selten ist, unzureichend geworden zu sein — das bedeutet eine mindestens relative Impotenz. 3) Die Erwartung muß gerechtfertigt sein und bald verifiziert werden, daß gut ausgebildete Reste einer ursprünglichen psychischen Bisexualität vorzufinden, oder schnell aufzudecken sind — dazu gehören Erinnerungen an eine (vorausgegangene) manifeste heterosexuelle Phase u. a. m. 4) Gewissermaßen als Folgeerscheinung dieser z. T. ursächlichen Momente sollen neurotische Beimischungen an seelischen und körperlichen Symptomen in faßbarer Form da sein, sowohl als Quelle von Leiden, wie auch als Handhabe für die psychoanalytische Kausalforschung.

Ernst Simmel (Berlin-Tegel) faßte in seinem Vortrag über „Süchte“ die Sucht als eine Art von „Lustselbstmord“ auf. Nur eine Charakterumstimmung der Süchtigen, bei der sich die Sanatoriumsbehandlung mit der Psychoanalyse vereinigen müsse, könne zu dauernden Resultaten führen. Wichtig sei die Unterscheidung zwischen primär Süchtigen und solchen, die aus äußeren Anlässen (Leiderlebnissen) zur Sucht verführt worden sind.

Hans Christoffel (Basel) wies eindringlich auf die Bedeutung der unwillkürlichen aber auch der willkürlichen Muskulatur als Abfuhrorgan für libidinöse Spannungen hin und gab damit einen Beitrag zu den Wechselbeziehungen zwischen Psyche und Organismus. (Der Vortrag erscheint unter dem Titel „Psychoanalyse und Medizin in ihren Beziehungen zur Angstneurose“ im 1. Heft der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse“, 1931.)

Michael Bálint (Budapest) versuchte in seinem Vortrag über „Einige psychosexuelle Parallelen zum biogenetischen Grundgesetz“ eine Analogie zwischen Fortpflanzungsweise niederer Organismen und den Stadien der frühkindlichen Libidopositionen herzustellen.

Soziologischen Problemen waren drei Vorträge der Tagung gewidmet. Erich Fromm (Heidelberg) lehnte in seinen Ausführungen über „Anwendung der Psychoanalyse auf die Soziologie“ mit Nachdruck die Aufstellung des Begriffes einer Massenseele ab. Nur die psychologische Durchforschung des Einzelindividuums könne zu einer zutreffenden Würdigung der Erscheinungen der Massenpsychologie führen.

Die Bedeutung der Psychoanalyse für das Strafrecht schilderte Hugo

Staub (Berlin) in seinem Vortrag „Psychoanalyse und Strafrecht“. Nicht das Verbrechen, sondern den Verbrecher gelte es zu erkennen. Die Zähigkeit, mit der die Gesellschaft am alten Strafrecht festhalte, sei auf die unbewußten Rachedenzen gegenüber dem Verbrecher zurückzuführen, der es gewagt hat, verdrängte Triebe auszuleben. (Staubs Vortrag wird in Heft 2 des Jahrgangs 1931 der „Imago“, das als Sonderheft „Kriminalpsychologie“ im April erscheinen wird, veröffentlicht werden.)

Mehr philosophische Gedankengänge verfolgte Carl Müller-Braunschweig (Berlin), der über „Psychoanalyse und Weltanschauung“ sprach und darauf hinwies, daß die Analyse, wenn auch selbst rein kausal aufgebaute Wissenschaft, wichtige Antriebe auf weltanschaulichem Gebiet gegeben hat. Nicht nur für eine materialistische, sondern auch für eine idealistische Weltanschauung (Einfluß des Geistes auf den Körper) sei in der Psychoanalyse Raum. (Der Vortrag ist im Oktoberheft der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ und im „Almanach der Psychoanalyse 1931“ veröffentlicht worden.)

Ernst Schneider (Stuttgart) hob die Dringlichkeit einer schärferen „Begriffsbildung in Psychoanalyse und Psychologie“ hervor und stellte die Lebendigkeit dynamischer Erkenntnis seelischer Vorgänge der Schulpsychologie gegenüber.

*

Die Dresdner Tagung fand sowohl in der medizinisch-psychotherapeutischen als auch in der Tagespresse lebhafte Beachtung. Die Dresdner Zeitungen berichteten von Tag zu Tag über den Fortlauf der Veranstaltung. Die „Dresdner Nachrichten“ schlossen die Reihe ihrer Berichte mit den Worten ab: „Die Tagung hat ihren Teilnehmern einen umfassenden und darum aufschlußreichen Überblick gegeben über das Wesen und die Forschungsmethoden der Psychoanalyse und über die Arbeitsgebiete, auf denen sie sich bis heute versucht hat. Sie wird bei gleicher Tiefenschürfung sich weiter klären und durchsetzen.“ Die „Dresdner Neuesten Nachrichten“ veröffentlichten am 30. September einen ausführlichen Bericht von Dr. G. K.

Die Berliner Zeitungen hatten ihre ärztlichen Mitarbeiter nach Dresden entsandt. Im „Berliner Tageblatt“ erschien der Bericht von A. V. am 21. Oktober. Es heißt dort u. a.: „Achtzehn Vorträge legten die richtungweisende Verbundenheit der Freudschen Lehre mit den verschiedensten Gebieten des individuellen und gesellschaftlichen Lebens dar. Was dabei gerade auf den Laien anziehend wirken mußte, war die Disziplin und Selbstkritik, die in den Referaten zutage trat.“

Die deutschnationale „Berliner Illustrierte Nachtausgabe“ brachte eine Reihe von peinlich sensationell aufgemachten Einzelberichten ihres nach Dresden entsandten ärztlichen Mitarbeiters Prof. B. (z. B. unter den Titeln „Vampyr aus Mißtrauen“, „Lustsensation des Morphinisten“).

Die „Vossische Zeitung“ veröffentlichte drei Berichte ihres vor-
trefflichen ärztlichen Mitarbeiters Dr. Robert Fliess (am 2. Okt.:
„Psychoanalytiker-Tagung“, am 21. Okt.: „Wo steht die Psychoanalyse“,
am 9. Nov.: „Mißtrauen zwischen den Geschlechtern“). „Man sagt nicht zu-
viel“, — schreibt Fliess — „wenn man die Befriedigung der Teilnehmer
an dieser Tagung mitteilt: es waren Hörer und Vortragende nämlich gegen-
seitig mit sich zufrieden. Nun, sie hatten alle Ursache es zu sein.“

Ein Bericht von Julius Epstein in der „Neuen Leipziger Zei-
tung“ vom 3. Oktober schließt mit den Worten: „Der außerordentliche
Erfolg der Dresdner Tagung läßt hoffen, daß die Deutsche Psychoanalytische
Gesellschaft diese Veranstaltung jährlich wiederholen möge.“ Von Julius
Epstein erschien auch je ein Bericht in der „Literarischen Welt“
(Nr. 42, 17. Oktober) und in der Prager Halbmonatsschrift „Die Wahr-
heit“. „Der unbefangene Beobachter“ — so schließt der Bericht in der
„Wahrheit“ — „hatte den starken Eindruck, daß die Psychoanalyse heute
die einzige methodische Psychologie ist, die in prinzipieller
Weise den vielgestaltigen Problemen ihres weiten Aufgabenkreises gerecht zu
werden vermag, daß sie die Dinge wirklich von innen heraus sinnvoll be-
greift, daß sie allein eine wahre Tiefenpsychologie darstellt.“

In der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ (Nr. 45
vom 7. Nov.) berichtet Heinrich Meng ausführlich über den Zweck der
Dresdner Veranstaltung und über die einzelnen Vorträge und stellt zum
Schluß fest: „Aufmerksamkeit und Ausdauer der Hörer bis zum letzten
Augenblick der Veranstaltung und wissenschaftliches Niveau der Vorträge
sprachen dafür, daß die Tagung in angemessener und anregender Form
Aufschluß über die Konzentration und Intensität der modernen psychoana-
lytischen Forschung gegeben hat.“

Die „Zeitschrift für angewandte Psychologie“ veröffent-
lichte einen Bericht von Nelly Wolffheim; die „Sächsische
Schulzeitung“ (in Nr. 31) einen von Dr. A. O. Letzterer Referent
äußert den kritischen Eindruck, daß man in der Psychoanalyse „zwar eine
Wissenschaftsmethode, aber noch keine fundamentalen Ansatzpunkte zu einem
Neuaufbau anderer Wissenschaftsgebiete“ besitze. Aichhorns viel beachtete
Leistungen seien mit außerpsychoanalytischen Werten verwoben und Grod-
decks Symboldeutung am Struwpeter das peinliche Gegenstück, eine päd-
agogische und rednerische Entgleisung.

Die „Medizinische Welt“ veröffentlichte am 15. November einen
Bericht von Dr. Gustav Bally über die Dresdner Tagung. Diese Tagung
trüge „den Stempel einer absoluten wissenschaftlichen Ein-
heitlichkeit, obschon die verschiedenartigsten Gebiete zur Darstellung
kamen... Die Tagung offenbarte eine an einer Fülle von äußerst frucht-
baren methodologischen Gesichtspunkten langsam aber stetig wachsende
Wissenschaft: dadurch in erster Linie gekennzeichnet, daß sie die unheil-

volle scharfe Trennung von Forschen und Heilen konsequent ablehnt, ihre Fragen am Leiden der Menschen orientiert und von da aus in die Tiefe senkt.“ Von Bally stammt auch der ausführliche Bericht im „Zentralblatt für Psychoanalytischen Bewegung charakteristische Bedeutung dieser Tagung: Nach Jahrzehnten des inneren und äußeren Kampfes, der inneren und äußeren Entwicklung tritt die Psychoanalyse Freud'scher Observanz in der letzten Zeit mehr aus ihrer Abgeschlossenheit heraus. Ihre zunehmende theoretische Differenzierung in allen von ihr bearbeiteten Disziplinen, die immer vollständiger wissenschaftliche Unterbauung ihrer Begriffe, hat die Nachfrage nach ihr im wissenschaftlichen Publikum wachsen lassen. Dieser Kongreß hat gezeigt, daß sie es heute wagen kann, die Berechtigung ihres Ehrgeizes, eine zentrale Wissenschaft vom Leben zu sein, vor einer lebendig und sachlich interessierten Zuhörerschaft zu beweisen.“

Der Gedanke der Regression bei Marx

Wir erhalten von Prof. Theodor Hartwig (Wien) folgende Zuschrift:

Für Ihr „Psychoanalytisches Lesebuch“ (im „Almanach der Psychoanalyse 1927“ — „1928“ — „1931“) gestatte ich mir, Sie auf eine Stelle bei Karl Marx aufmerksam zu machen, welche nicht nur beweist, daß Marx das psychologische Moment zu würdigen wußte, sondern auch zeigt, daß er volles Verständnis für gewisse „Regressionen“ besaß, die bewirken, daß der ideologische Überbau der Gesellschaft gegenüber dem ökonomischen Fundament zurückbleibt. Sie finden die betreffende Stelle in der berühmten Schrift „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ (Seite XLVIII ff.).

Zunächst spricht Marx davon, daß „gewisse bedeutende Gestaltungen der Kunst nur auf einer unentwickelten Stufe der Kunstentwicklung möglich sind“. Dann weist er auf die Mythologie als „Arsenal der griechischen Kunst“ hin und bemerkt nebenbei: „Alle Mythologie überwindet und beherrscht und gestaltet die Naturkräfte in der Einbildung und durch die Einbildung [Allmacht der Gedanken! H.], verschwindet also mit der wirklichen Herrschaft über dieselben.“

Und nun fragt er, wieso es komme, daß „griechische Kunst und Epos . . . uns noch Kunstgenuß gewähren und in gewisser Beziehung als Norm und unerreichbare Muster gelten.“ Seine Antwort lautet nun:

„Warum sollte die gesellschaftliche Kindheit der Menschheit, wo sie am schönsten entfaltet (ist), nicht als eine nie wiederkehrende Stufe ewigen Reiz ausüben?“

Nie wiederkehrend, weil eben, wie oben bemerkt, gewisse Kunstgestaltungen nur auf primitiver, also infantiler Stufe möglich sind.

Sündenablaß durch Freud

E. V. Zenker war einst Abgeordneter und Politiker in der alten k. u. k. Monarchie. Seine philosophischen und soziologischen Exkursionen brachten ihn in den Geruch eines Anarchisten. Von seiner extremen Freiheitsverherrlichung ist noch ein Adjektiv übriggeblieben: im Titel einer Zeitschrift, die er jetzt herausgibt. Die „Freie Welt“ erscheint in der Similigassee zu Gablonz an der Neisse und von dort aus schützt E. V. Zenker durch halbmonatlich wiederkehrende kraftstrotzende Ausfälle „die deutsche Kultur“. Unter deren Gefährden er selbstverständlich auch die böse Psychoanalyse nicht übersieht. Daher veröffentlicht er jetzt „Ein ernstes Wort zu Freuds Religions- und Moralphilosophie“. Als Wissenschaft zu gelten habe Freuds Lehre keinen Anspruch. Dafür daß Freuds Materialismus unzureichend sei, wird von Zenker im Besonderen Rank als Kronzeuge angeführt. Die beiden letzten Schriften Freuds („Die Zukunft einer Illusion“ und „Das Unbehagen in der Kultur“) werden als „Rauschgiftliteratur“ bezeichnet. „Daß diese Schriften große Auflagen erleben und von einer gewissen Presse über jedes Maß gelobt werden, imponiert uns gar nicht, da dies auch den zotenhaften Romanen und der ödesten Schundliteratur gelingt. Freud spricht zu dem heute so überaus großen Haufen von Neurotikern und Entfesselten, die von ihm wie von einem wissenschaftlichen Tetzeln einen Generalablaß für alle ihre auch ihnen selbst unerträglichen Ekelhaftigkeiten und Laster und ein gnädiges Admittatur für ihre libidinösen Sättigungsbedürfnisse erwarten. Nur für diese Sorte kann er ein Abgott und der Vertreter höchster Wissenschaftlichkeit sein. Wir hielten es für eine Pflicht, unser Volk und unsere deutsche Jugend vor dieser Sumpfwissenschaft einmal eindringlich zu warnen, und da dies geschehen, ist der Wiener ‚Gelehrte‘ für uns abgetan.“

St.

NEUE BÜCHER

PAUL MAAG: Psychoanalyse und seelische Wirklichkeit. I. F. Lehmanns Verlag, München 1930.

Freud werde von seinem „massiven Naturalismus“ verleitet, „den Urgrund alles Seienden, den lebendigen Gott, als Hirngespinnst zu erklären. Und“ — schreibt Maag weiter — „mit einer Weltanschauung, die den Sinn des Daseins

leugnet, können wir nichts anfangen“. Sagen Sie das nicht, Doktor Maag; eines haben Sie immerhin damit anfangen können: ein Buch konnten Sie doch darüber schreiben, vorne gewidmet „dem hohen Erziehungsrat“ ihres Heimatkantons Zürich und hinten mit Erklärung der Fremdworte „affektiv, biologisch, Fiktion, Hegemonie, Onanie, Pollution, sexuell, spontan“ usw., damit es ja auch die Laiesten der Laien in die Hand nehmen können. Und diesen Laien, und hauptsächlich den Neurotikern selbst spendet dieses Buch nicht nur Lektüre, sondern auch Trost. Denn dieser „verbesserte Freud“ lehrt, die Wurzeln der Neurose seien im Bewußten zu finden, nicht im Unbewußten. Die „Verbesserung“ ist ein sehr einfacher Vorgang: die Freudsche Lehre wird auf den Kopf gestellt, Umdrehen ist bequemste Kritik. Was Freud als unbewußt erklärt, sei seinem ganzen Wesen nach bewußt. „Es handelt sich einerseits um irgendeine Form sexueller Triebherrschaft, andererseits um Akte, die mit dem Ethos des Täters unvereinbar sind. Beides sucht er zu verdrängen und vom Bewußtsein auszuschließen. Die Behauptung, daß das möglich sei, und daß das Verdrängte unbewußt werde, ist mit der Wirklichkeit unvereinbar.“ „Der Konflikt des Neurotikers ist kein bloßer Triebkonflikt — es gibt keine Triebkonflikte — sondern ein ethischer Konflikt.“ Die ethischen Konflikte sind nach Maag hauptsächlich Konflikte des Ethos mit der Geschlechtslust. „Darum haben alle echten Neurosen so gut wie ausnahmslos eine sexuelle Unterlage.“ Aber sie sind heilbar im Zeichen des Gottesglaubens, denn Gott zu finden sei das Fundament des Glücks.

Angesichts dieser — gewiß ohne Skrupel und ethischen Konflikt vor sich gegangenen — Ausschachtung der Befunde der Psychoanalyse zu entgegengesetzten Ergebnissen und Forderungen, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Verfasser in abgelebten Zeiten eine große Leuchte der Theologie abgegeben hätte. Zuerst auf den Scheiterhaufen mit jenen, für die die Erde rund ist und sich doch bewegt, und dann alle diesen Erkenntnissen verdankten Entdeckungen umdeuten „zum größeren Ruhme der Kirche“, — in jedes Neuland den Missionar!

St. -

Dr. H. VORWAHL: Psychologie der Vorpubertät. Eine Einführung in das Eigenleben der Halbwüchsigen. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin 1929.

Unter Heranziehung von Tagebuchmaterial, biographischen Notizen, Kindheitsdarstellungen in der schönen Literatur, von Massenuntersuchungen in Schulen aller Gattungen (Schulaufsätze, Statistiken u. dgl.) versucht Vorwahl eine systematische Darstellung der seelischen Verhaltensweise in der Vorpubertät (10. bis 14. Lebensjahr) zu geben. Die Gliederung der Darstellung geht am besten aus den Kapitelüberschriften hervor:

Die personalen Beziehungen: Die Eltern — Geschwister — Verhältnis zur Schwester — Freundschaften.

Die Eigenwelt: Das Spiel — Knabenstreiche — Bandenwesen — Klassen- und Gemeinschaftsleben — Die soziale Lage — Geheimnis und Selbstbewußtsein.

Die Beziehungen zur Wertwelt: Der geistige Horizont — Literatur der Vorpubertät — Religion — Sittlichkeit — Rangordnung der Werte — Beruf — Sexualität.

Die Psychoanalyse ist dem Verfasser nicht unbekannt, doch legt er sich bei der Heranziehung ihrer Befunde eine starke Zurückhaltung auf. Die Lehre vom Inzestmotiv zeitige z. B. bei der Deutung des Geschwisterverhältnisses zu eindeutige Resultate, oder — um ein anderes Beispiel zu nennen — man dürfe bei der Motivation der Berufswahl, bezw. der entsprechenden Wünsche in der Vorpubertät, die Bedeutung des infantilen Trieb- lebens nicht überschätzen.

Bemerkenswert ist, daß Vorwahl trotz der Angriffe von Burt und Krug auf die Echtheit des von Hermine Hug-Hellmuth herausgegebenen „Tagebuchs eines halbwüchsigen Mädchens“ „an der psychologischen Richtigkeit des wohl als Erinnerungen der Herausgeberin zu betrachtenden Materials“ festhält. Dieses „Tagebuch“ wird denn auch von Vorwahl öfters herangezogen, insbesondere im Kapitel „Sexualität“, wo es mit Darstellungen der Dichterinnen Clara Viebig und Sigrid Undset konfrontiert wird.

St.

KARL SIEBERT: Freuds Theorien in ihrer Entwicklung. Max Hueber Verlag, München 1928.

In dieser Arbeit (die von der philosophischen Fakultät der Universität München als Doktordissertation angenommen wurde) wird auf etwa 70 Seiten der Versuch einer knappen Darstellung der Freudschen Lehre gemacht. Ein sachliches Prinzip wird mit einem chronologischen kombiniert, was sich im konkreten Falle gewiß rechtfertigt. Die Darstellung Sieberts hält sich an folgende Reihenfolge: Frühe Neurosenlehre, Psychopathologie des Alltagslebens, Traumdeutung, Witz, Sexualtheorie, Metapsychologie. Zum Schluß glaubt der Verfasser einige Zeilen kritischer Bemerkungen hinzufügen zu müssen. Es erhebe sich die Frage, ob die psychoanalytische Methode „den Anforderungen entspricht, die wir an das psychologische Experiment, als welches die Psychoanalyse anzusehen ist, zu stellen gewohnt sind . . . Ein psychologisches Experiment muß sich durch Kontrollversuche auf seine Exaktheit hin prüfen lassen.“ Man sollte — meint Siebert — die Hypnose zu Kontrollzwecken heranziehen. „Weiters ist zu bemerken, daß sich bei wirklich freiem, kritiklosem Assoziieren die Einfälle nach

äußeren oder inneren Beziehungen (der Ähnlichkeit, des Gegensatzes usw.) aneinanderknüpfen, wobei in keiner Weise vorauszusehen ist, ob sie unbewußte Prozesse wiederholen werden oder nicht.“ Der in den freien Einfällen von der Psychoanalyse gefundene Sinn „dürfte auf die Einwirkung vorgefaßter Meinungen beim Assoziieren und auf nachträglich deutende Sinngebung zurückzuführen sein.“
St.

KARL SIEBERT: Plastisch-anschauliche Gedächtnisbilder. Arch. f. d. ges. Psychologie. Bd. 72.

Ein Kapitel, das man früher einzig in die Psychopathologie verwies, hat auf Grund neuerer Forschungen seine Existenzberechtigung im Bereiche der Normalpsychologie erwiesen. Es ist das Gebiet jener Phänomene, die man unter dem Namen Stimmenhören, optischer, akustischer, Geruchs-, Geschmacks- und taktiler Halluzinationen kennt. Während diese Erscheinungen beim Geisteskranken oder seelisch schwer Abnormen mit Urteilsstörungen verbunden sind, die wiederum für den Krankheitszustand von ausschlaggebender Bedeutung sind, können sie beim Normalen in Verbindung mit vollkommener Einsichtigkeit ohne Beeinflussung der intellektuellen Fähigkeiten auftreten. Besonders solche Erlebnisse, wie sie die Psychiatrie als Pseudohalluzinationen bezeichnet, sind dem Normalen bei vollkommener Einsichtigkeit vielfach derart geläufig, daß er sie gar nicht als etwas Außergewöhnliches empfindet.

Es ist mir gelungen, durch meine Versuche im Psychologischen Institut der Universität Wien, die an zahlreichen studierenden Damen und Herren ausgeführt wurden, näheren Einblick in den Mechanismus dieser Erscheinungen, in ihren Zusammenhang im Ganzen des Seelischen zu gewinnen.

Daß dieser sich als ein gesetzlicher erwies, war zunächst das augenfälligste Resultat. Zum Beispiel: Bestimmte Personen hörten früher Stimmen, wovon sie berichteten, oder das Erlebnis des Stimmenhörens trat im freien Assoziationsversuch auf, wenn durch irgend welche Assoziationen für das Wieder-Wachwerden der das Stimmenhören verursachenden Disposition günstige Bedingungen geschaffen wurden. Der Eindruck war der, daß eine bestimmte Person oder ganz unklar nur irgend eine Gestalt dem Betreffenden im Augenblick etwas zurief. Der sprachliche Inhalt des Zurufs war aber — und das war eine der wesentlichsten Feststellungen — meist eine Reproduktion eines wirklich erlebten und zwar besonders eindringlichen oder affektiven Zurufs.

Berichtet wurde z. B. von einem Herrn, daß er die tägliche Mahnung seiner Großmutter an seine Mutter, sie solle vor dem Schlafengehen den Gashahn abdrehen, einmal abends in einer besonderen Erregung von einer Ecke des Zimmers ausgehend immer näher und näher an sich herankommen hörte. Ähnliches erzählte mir eine Krankenschwester, die nach einer aufreibenden Pflege immer wieder von neuem quälend die Stimme ihrer Kranken hören mußte, wie sie dieses und jenes von ihr verlangte. Andererseits erzählte mir eine Studentin, daß sie einmal beim Betrachten seines Bildes die kosenden Worte

ihres Bräutigams — allerdings nicht von außen wie in den obengenannten beiden Fällen — sondern wie einen innerlichen Zuruf hörte.

Schon Beobachtungen, wie sie z. B. Theodor Reik an seinem jungen Sohn angestellt hat, lehren, daß derartige innere Zurufe leicht mit der so genannten Stimme des Gewissens verwechselt werden können. So zeigte sich auch bei meinen Versuchen, daß mahnende Stimmen dort gehört wurden, wo nach der ganzen Situation auch eine Gewissensregung zu erwarten war. So erinnerte sich beispielsweise eine Dame auf das Reizwort „Schokolade“ hin an einen Schokoladediebstahl, den sie begangen hatte und hörte im nächsten Augenblick den inneren Zuruf „Na ihr seid eine feine Gesellschaft“, um sich dann zu erinnern, daß sie damals tatsächlich mit diesen Worten aus ihren kulinarischen Genüssen herausgerissen worden war. Bezeichnend war, daß die Versuchspersonen bei solchen Gelegenheiten immer wiederholten, daß das Erlebnis nicht wie eine Erinnerung kam, sondern der Eindruck bestand, als ob eine Person im Augenblick zu ihnen spräche. In ähnlichen Fällen übernimmt die Reproduktion eines plastischen Eindrucks gleichfalls die Funktion des schon seit Sokrates her bekannten Daimonions. So wird eine Versuchsperson, da sie sich an einen Bettler erinnert beim Gedanken, ihm nichts gegeben zu haben, von seinem flehenden Blick verfolgt. Eine andere hört beim Gedanken an das Rauchen die Stimme ihres Onkels „Gut, wenn du es dir nicht angewöhnst“, eine dritte den Vorwurf eines Bekannten „Stellen Sie sich nicht so naiv“, wenn sie sich bei einer Verstellung ertappt zu haben glaubt.

Betrachtet man das Problem der inneren Stimmen so von der experimentell psychologischen Seite, klären sich viele bisher dunkle Fragen auf. Was die Stimme des Gewissens ist, läßt sich vorläufig vom psychologischen Standpunkt aus noch nicht sagen. Soviel läßt sich aber jedenfalls schon einschränkend bemerken, daß nicht alle inneren Stimmen und Zurufe etwas mit dem Gewissen zu tun haben. Dafür zeugen die zahlreichen von mir beobachteten Fälle, in denen die innere Stimme trotz des reinsten Gewissens immer von neuem vorwirft, quält, ironisiert, beleidigt usw. und zwar einfach deshalb, weil die Betreffenden es mit Menschen zu tun gehabt haben, die durch ihr Wort — sei dies nun moralisch berechtigt gewesen oder nicht — so auf sie zu wirken verstanden haben, daß die seelischen Spuren schier unauslöschlich in ihrem Inneren weiterwirken. So versteht man es, wie ein Allzuviel an Ermahnung, Belehrung oder Vorwurf verhängnisvoll, besonders in der Seele des Jugendlichen wirken kann. Der innere Vorwurf kann durch gute Taten nicht mehr zum Schweigen gebracht werden, er wirkt zerstörend auf seine Tatkraft, während er sich immer aufs neue in sein Inneres frißt.

Die gleichen Mechanismen zeigten sich bei andern Erlebnissen von halluzinatorischer Eindringlichkeit auf den übrigen Sinnesgebieten. Der Anblick eines eben Überfahrenen, eines Erhängten, der eines besonders bemitleidenswerten Bettlers konnte ebenso zu späteren zwangsmäßigen überdeutlichen Reproduktionen führen, wie ein besonders aufdringlicher Geruch oder Geschmack oder taktile Eindrücke, wie starker Druck, Hitze oder Kälte, Nässe, elektrischer Strom usw. Die Nachhaltigkeit solcher Eindrücke erwies sich vielfach durch Jahre hindurch wirksam.

Autorreferat

ELISABETH SULZER: Natur und Mensch im Werke Honoré de Balzacs. Heitz & Co., Straßburg 1930.

Es sei vorausgeschickt, daß dieses Buch dem Psychoanalytiker empfohlen werden muß. Empfohlen, nicht so sehr um seiner Ergebnisse willen, sondern wegen der Anregungen, die reichlich ausgehen von dieser überaus liebevoll und gewissenhaft besorgten Zusammenstellung und systematischen Ordnung aller naturbeschreibenden Balzac-Stellen und aller Gebiete der Natur bildlich berührenden sprachlichen Wendungen Balzacs. Die Frage des Naturgefühls (bereits behandelt von Hanns Sachs, Winterstein, Richard Sterba, gestreift übrigens in diesem Hefte auch von Schottlaender) bedarf gewiß noch der weiteren psychoanalytischen Untersuchung, und eine Studie, wie die vorliegende von Elisabeth Sulzer — wenn auch monographisch auf einen einzigen Künstler beschränkt — wird als willkommener Führer in einen Teilbezirk der auftauchenden Phänomene gewertet werden können. Wenn wir auch auf den Inhalt der Sulzerschen Arbeit nicht näher eingehen können, wollen wir auf einige — willkürlich gewählte — Stellen aufmerksam machen. Interessant ist z. B. die Feststellung, daß Balzacs Romane eigentlich immer „von der Katastrophe handeln, die die äußere Form der Menschen durch seine innere erleidet“ (S. 49). Balzac könne sich in seinem „Bedürfnis nach Gestaltung von durch Zerstörung stets gefährdeter Schönheit“ nicht genug tun (59). — „Der wirklich weibliche Frauentypus, den Balzac ganz zu formen vermochte, taucht in die Sphäre, die wir mit Rubens charakterisieren mögen. Der Inbegriff des Mannes, den Balzac formen durfte, wandelt sich von barocker Sachlichkeit zum Helldunkel Rembrandts“ (61).

Im Abschnitt „Die Natur als Heimat“ (86 ff) behandelt die Verfasserin als ein entscheidendes Moment in Balzacs Schaffen „die Sehnsucht nach der in der Kindheit besessenen ruhigen Beschlossenheit im fruchtbar wogenden Leben“, die Sehnsucht nach dem „Bild einer um ihren Mittelpunkt zusammengegriffenen Welt“. Der Psychoanalytiker wird allerdings nicht abgehalten werden können, hinter der engeren Heimat des Dichters (der zärtlich umschwärmten Touraine) eine noch engere Heimat zu suchen. Auch der zunächst überraschende Befund der Verfasserin, daß das Seelenleben Balzacs von zwei Vorstellungen geradezu besessen war, von der Vorstellung des Abgrunds und der des Tigers („die beide nur verschiedene Gesichter einer Macht sind“), könnte sich vielleicht einer psychoanalytischen Aufhellung zugänglich erweisen.

St.

Eigentümer und Verleger:
Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11
Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

11/17 1290€
KK 357
Elbemühl-Verlag, Leipzig - Wien

Ende Februar erscheint:

ein grundlegendes Werk auf dem Gebiete
der Sexualwissenschaft und Soziologie

Sexualnot und Sexualreform

Verhandlungen des IV. Kongresses der
Weltliga für Sexualreform, Wien 1930

Herausgegeben vom Kongreß-Komitee: Dr. J. K. Fried-
jung, Dr. Ludwig Chiavacci, Dr. Sidonie Fürst,
Dr. Herbert Steiner – Redigiert von Dr. Herbert Steiner

Umfang ca. 500 Seiten

Preis: Geheftet M. 20,-, in Ganzleinen M. 22,-

Enthält alle Vorträge des Kongresses und die vollständige Diskussion

Aus der Liste der Beiträge von mehr als 100 Autoren:

- Prof. Dr. I. Almkvist (Stockholm): Moral und Sexualleben
Dr. Paul Federn (Wien): Die Wirkung sexueller Kräfte in der Seele
Dr. Z. A. Gurewitsch (Charkow): Das Sexualleben der Bäuerin
Dr. Norman Haire (London): Über das Haire-Pessar und den intra-
uterinen Silberring
Dr. E. Hitschmann (Wien): Verhütung und Heilung von Ehememmungen
I. H. Leunbach (Kopenhagen): Eine neue Methode der Schwanger-
schaftsunterbrechung
Dr. H. Lewandowski (Utrecht): Askese, romantische und materia-
listische Liebe
Prof. Dr. Josef Novak (Wien): Innere Sekretion und Sexualität
Dr. Karl Renner (Wien): Sexualität und Rechtsordnung
Prof. Dr. J. Tandler (Wien): Wohnungsnot und Sexualreform
Ernst Toller (Berlin): Gefangenschaft und Sexualität

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

	Seite
Stefan Zweig: Sigmund Freud und die Situation der Jahrhundertwende	5
Alexandre Héranger: Goethe und Freud	19
Sigm. Freud: Das Fakultätsgutachten im Prozeß Halsmann	32
Hermann Hesse über Pseudo-Psychoanalyse	35
Imre Hermann: Zur Psychologie eines Gorilla-Kindes	38
A. J. Storfer: Über psychoanalytische Tierpsychologie	40
Felix Schottlaender: Über Perspektive	53
Gustav Hans Graber: Zur Psychoanalyse des Fluchens	57
Kristian Schjelderup: Die Versuchungen der Asketen	69
Eduard Hüschmann: Eine „unverstandene“ Frau der vorpsychoanalytischen Zeit . .	78
Trieb und Tradition im Jugendalter (F. Sch.)	81
DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE	
Psychoanalytische Tagung in Dresden	85
Der Gedanke der Regression bei Marx (Prof. Theodor Hartwig)	90
Sündenablaß durch Freud (St.)	91
NEUE BÜCHER	
Maag: Psychoanalyse und seelische Wirklichkeit (St.)	91
Vorwahl: Psychologie der Vorpubertät (St.)	92
Siebert: Freuds Theorien in ihrer Entwicklung (St.)	93
Siebert: Plastischanschauliche Gedächtnisbilder (Autorreferat)	94
Sulzer: Natur und Mensch im Werke Balzacs (St.)	96

Soeben erschien:

Trieb und Tradition im Jugendalter

Kulturpsychologische Studien an Tagebüchern

Von

Dr. Siegfried Bernfeld

Preis Mark 9'60

Zu beziehen durch:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien, I., In der Börse

Prospekte über psychoanalytische
Literatur sendet auf Verlangen:
Internationaler Psychoanalytischer
Verlag, Wien, I., Börsegasse 11